

Heilsbringer: Barack Obama, Anna Netrebko, Che Guevara

Nummer 14 – 2. April 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Was Frauen sexuell erregt

Sie sind anspruchsvoller, flexibler und komplizierter als Männer.

Von Beatrice Schlag

Viktor Vekselberg im Visier der Behörden

Der russische Oligarch trickste bei der Sulzer-Übernahme. *Von Carmen Gasser*

Abc des Schweizer Humors

Worüber lachen wir? Welches sind unsere besten Komiker?

Von Daniele Muscionico





WENN ER IHREM NACHBARN NICHT GEFÄLLT, HABEN WIR ALLES RICHTIG GEMACHT.

Wir alle sind verschieden. Warum sollen wir dann die gleichen Autos fahren?
In jedem 6- und 8-Zylinder-Motor von Infiniti steckt jetzt eine neue Kraft:
Inspired Performance. Ein Gefühl, das vielleicht nicht jeder mag –
aber Sie sind ja auch nicht jeder.
Der neue Infiniti FX, EX37, G37 und das G37 Coupé.

Entdecken Sie den Unterschied.

www.infiniti.ch

+41 (0) 43 495 92 92

Infiniti is made in Japan.



INFINITI®

Inspired Performance

Intern

Als Erfinderin des Bonobo-Pornos machte Meredith Chivers international Schlagzeilen. Dabei hatte die kanadische Wissenschaftlerin ihren Testpersonen den Kurzfilm über sich paarende Schimpansen eher aus Jux gezeigt und war verblüfft, als sie die Testresultate erfuhr: Bei Frauen war angesichts der kopulierenden Affen eindeutig eine gewisse Erregung messbar. Wie Chivers versuchen derzeit Dutzende von Wissenschaftlerinnen, das Rätsel der weiblichen Lust zu ergründen. Einig sind sie sich bisher fast nur in einem Punkt: Wenn es um sexuelles Verlangen geht, reagieren Frauen völlig anders als Männer. Den Mann erregt, wen er begehrt. Bei Frauen ist es erheblich komplizierter. **Seite 28**

Euphorisch haben die Europäer Barack Obama im Wahlkampf unterstützt. Jetzt, da der neue US-Präsident dem alten Kontinent erstmals einen Arbeitsbesuch abstattet, ist die Begeisterung verflogen. Das Weisse Haus zeigt Europa seit dem Amtsantritt Obamas die kalte Schul-



Ende der Begeisterung: US-Präsident Obama.

ter. Ein Grund, warum die US-Regierung keinen Draht findet, ist die Misere zu Hause. In Washington sind noch immer zahlreiche Schlüsselstellen in den Ministerien unbesetzt. Die Regierung eiert von einer Pleite in die andere. Der Finanzplan, das Herzstück der Regierung Obama, ist auf dünnem Eis gebaut. «Cash for trash» nennt Obamas prominentester Kritiker, Paul Krugman, den Geithner-Plan. «Es überkommt mich ein Gefühl der Verzweiflung», sagt der Wirtschaftsnobelpreisträger. Was ist los mit dem «schwarzen Kennedy»? Urs Gehrig, der Obama im Wahl-

kampf begleitet hat, zieht nach den ersten zehn Wochen Bilanz. **Seite 16**

Wer in die Hallen des Pariser Nobelhotels «Crillon» tritt, blickt in eine theatralische Welt von gestern, wo der Klang der Champagnergläser von den Pelzmänteln gedämpft wird. Es war die Kulisse für ein immer wieder verschö-



Hotpants und Orangensaft: Sopran Netrebko.

benes Gespräch unserer Autors Christian Berzins mit Primadonna Anna Netrebko. Als sie damals in Hotpants vor ihm stand, ihm alsbald kokett Orangensaft reichte, schienen alle Klischees über das russische Sopranmodell bestätigt: eine Sängerin, die angeblich einen Platz in der Psyche derer besetzt, deren Gedanken um Glamour, Ruhm, Sex und gesellschaftliche Erwähltheit kreisen. Anspruchsvollen Fragen wich sie in der Folge charmant aus. Egal: Die Frau, die am 27. Juli 2002 in Salzburg der europäischen Opernwelt erschien, Berzins damals vom ersten Ton an unheimlich berührte, bleibt auf der Bühne ein Wunder. Ende April tritt sie erstmals im Zürcher Opernhaus auf. **Seite 42**

Für unseren Gastautor Peter Rothenbühler war es ein Ausflug in eine besondere Welt: Er traf Marc Lamunière, den Grand Old Man des Westschweizer Verlagswesens und Vater seines eigenen Chefs. Rothenbühler ist Redaktionsdirektor bei Edipresse. Im Privatdomizil von Lamunière sass ihm dann ein Mann gegenüber, mit dem er hervorragend über Jazz und Surrealismus sowie Kriminalromane diskutieren konnte. Ach ja, Medien und Journalisten waren im Gespräch auch noch ein Thema, schliesslich hatte Sohn Pierre Lamunière den Schweizer Teil des Verlags an die Zürcher Tamedia verkauft. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Philipp Gut (*Leitung Kultur*),

Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*),

Andreas Kunz, Peter Keller,

René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*),

Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*),

Daniela Niederberger,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Eugen Sorg, Mark van Huiseling,

Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner,

Henryk M. Broder, Max Frenkel,

James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler,

Jörg Hess, Peter Holenstein,

Wolfram Knorr, Albert Kuhn,

Michael Maar, Sven Michaelsen,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

André Müller, Franziska K. Müller,

Ulf Poschardt, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*),

Markus Schneider, Wolf Schneider,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*),

Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*),

Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross,

Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

GEOX.COM GEOX - RESPIRA - ARE TRADEMARKS OF GEOX SPA INTERNATIONAL PATENT



D E R S C H U H D E R A T M E T



GEOX
A T M E T

MONTEBELLUNA ITALIA

Sonderfall

Clint Eastwood und Friedrich August von Hayek. Die Schweiz muss sich an ihre bewährten Tugenden halten. *Von Roger Köppel*

Clint Eastwood avanciert zum lebenden Klassiker Hollywoods. Sein Aufstieg aus grimmigen Pistolenfilmen, in denen er Dialogzeilen auf sagte, die ihn zum Hassobjekt amerikanischer Gender-Forscher machten, katapultierte ihn auf einen Ehrenplatz seines Berufsstands. Als Schauspieler kultivierte er die Marke des schnarrenden Revolverhelden, der im Ernstfall die ethischen Vorstellungen vollstreckt, an denen seine Umgebung scheitert. Den Übergang zum Regisseur meisterte er brillant, in seinem neuesten Werk, «Gran Torino», singt er zum Abschluss sogar die Titelmelodie. Der Film ist ein wunderbares Alterswerk, majestätisch, selbstironisch, ohne Tatrigkeit und Kukident.

Eastwood sieht mit seinen bald achtzig Jahren umwerfend aus als einsamer Korea-Veteran, der in seinem Wohnquartier unfreiwillig zum Sheriff mutiert, als asiatische Jugendgangs einfallen. In einer der besten Szenen legt er sich im Alleingang mit einer Schlägerbande an wie ein hochbetagter «Dirty Harry». Es ist erstaunlich und beeindruckend, wie Eastwood seine Parodiefigur über die Jahrzehnte zum Archetyp machte, der einen auch menschlich berührt. Eastwood bleibt ein Wunder an Beständigkeit und Qualität.

Während sich London zum Treffpunkt der Wirtschaftselite rüstet, wächst die Ratlosigkeit unter den Ökonomen. Die Wissenschaftler tappen im Nebel, die Politiker rühren gewaltige Impulsprogramme an. In der britischen *Financial Times* wird über das «Ende des Kapitalismus» debattiert. In verwirrten Zeiten ist es nützlich, sich an die Klassiker zu halten. Ich lese Hans Jörg Hennekes Einführung in Leben und Wirken des österreichisch-englischen Wirtschaftsnobelpreisträgers Friedrich August von Hayek. Der hagere Nobelpreisträger (1899–1992) gilt inzwischen wieder als unzeitgemäss und überholt. Seine freiheitliche Wirtschaftsphilosophie diente Margaret Thatcher und Ronald Reagan als Kompass bei der Bekämpfung des auswachsenden Staates. In der Schweiz beseelt Hayeks radikaler Liberalismus so unterschiedliche Figuren wie Gerhard Schwarz (NZZ), Christoph Blocher (SVP) oder Robert Nef (Liberales Institut). Hat Hayek angesichts der Finanzkrise tatsächlich ausgedient? Der Wissenschaftler lieferte weit mehr als ein blosses



Pflege des Sonderfalls.

Programm zur Befreiung der Wirtschaft aus den Klauen der Politik. Ihm gelang eine philosophische Grundlegung der Freiheit, die im zivilisierten Wettbewerb und in der Marktwirtschaft ihre höchsten kulturellen Ausdrucksformen erfährt. Hayek war kein asozialer Anarcholiberaler, der für die Macht des Stärkeren plädierte. Er versuchte das unglaublich komplexe, feinnervige Gewebe offener Gesellschaften darzustellen und zu verstehen. Wer den glänzend geschriebenen Einführungstext liest, bekommt eine Ahnung davon, wie wenig es braucht, um erfolgreiche, im hayekschen Sinne eben liberale Lebenszusammenhänge dauerhaft zu ruinieren. Das noch junge 21. Jahrhundert steht im Zeichen einer freiheitsfeindlichen Ausdehnung staatlicher Aktivität, die Hayek als zerstörerische «Anmassung von Wissen» heftig und zu Recht gezeisselt hätte. Seine Schriften bleiben Pflichtlektüre.

Woran muss sich die Schweiz orientieren? Was zählt wirklich im Gewimmel und Gewusel tagespolitischer Krisenhysterie? Der institutionelle Sonderfall, die politische Unabhängigkeit, bleibt die Erfolgsformel des Landes. Der Sonderfall ist, nach wie vor, das zukunftsfähige Referenzmodell: Direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität sind nicht nur Sehnsuchtsparolen am Ersten August, sie sichern, nüchtern betrachtet, entscheidende wirtschaftspolitische Standortqualitäten der Schweiz. Erstens: Direkte Demokratie ist das ewige Damoklesschwert

über den politischen Apparaten. Die Eliten müssen sich fortwährend rechtfertigen und erklären. Ihr Geldbedarf wird strengstens überwacht. Folge: ein schlanker Staat, strenge Politikerkontrolle und niedrige Steuern. Zweitens: Der Föderalismus bildet durch Systemkonkurrenz im Steuerwettbewerb eine natürliche Sperre gegen ausufernde staatliche Begehrlichkeiten. Die innerlich flexibel organisierte Kantönlischweiz setzt Vielfalt vor Einfachheit und stellt sicher, dass Entscheidungen oft dort getroffen werden, wo tatsächlich die Informationen liegen. Föderalismus ist die Absage an Zentralismus mit der Folge, dass die Schweiz freier und bürgernäher funktioniert. Drittens: Neutralität gilt als ideologischer Ladenaufhänger ohne wirtschaftlichen Sinn. Das vorschnelle Urteil hält einer Prüfung nicht stand. Neutralität bedeutet, dass sich die Schweiz an keinen Konflikten beteiligt, aber auch dem Frieden misstraut. Sie hält Distanz nach allen Seiten – was den aus der Schweiz heraus operierenden Firmen globale Freiräume öffnet. Deutschland geriet durch den Afghanistan-Feldzug ins Visier der Terroristen und musste die Inlandüberwachung ungedeihlich ausbauen. Wer sich an Blöcken beteiligt, kann sich nicht mehr frei bewegen in der Welt. Die neutrale Schweiz hätte das Potenzial zu echter Weltoffenheit.

Direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität produzieren eine Kultur der Unabhängigkeit, der Freiheit und der Selbstverantwortung. Dank diesen Qualitäten war und ist die Schweiz nicht nur für Schweizer attraktiv. Wir üben eine Sogwirkung auf Europäer aus. Weltkonzerne kommen nicht wegen der Bergluft in die Schweiz, sondern deshalb, weil die Schweiz freier und freiheitlicher organisiert ist als alle andern. Dem müssen wir Sorge tragen. Es gibt keinen Widerspruch zwischen institutionellem Sonderfall und unternehmerischer Weltverflochtenheit, wie sie die Schweiz seit Jahrhunderten vorlebt. In der Krise mehren sich die Stimmen, die das Heil in einem Anschluss an grenzübergreifende politische Organisationen suchen. Die Probleme sollen gelöst werden, indem man sie immer weiter nach oben verschiebt. Der gesunde Menschenverstand lehrt: Wer im Kleinen versagt, scheitert auch im grossen Rahmen. Die gewaltigsten Probleme entstehen, siehe UBS, weil man das Naheliegende nicht mehr im Griff hatte. Der Wirtschaftsgipfel in London steht für die gigantische Anmassung, die Weltwirtschaftskrise politisch wegplanen zu wollen. Auf den Grössenwahn der Bankiers folgt der Grössenwahn der Politik. Die Schweiz sollte beides vermeiden. Wir brauchen keine grossen Würfe und Visionen. Bei Voltaire heisst es: «Il faut cultiver notre jardin.» Man muss den eigenen Garten pflegen. Die Pflege des Sonderfalls ist die beste Strategie der Schweiz auch in der Krise.



Unter Verdacht: Investor Vekselberg. Seite 10



Schlaue Taktierer: Falterfisch. Seite 46



Ohne Worte: Komiker Jacobbo, Müller. Seite 34



«Marlboro-Mann der Linke»: «Che». Seite 44

Aktuell

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Vernichteter Freisinn
- 10 Viktor Vekselberg im Visier der Behörden**
Mit zweifelhaften Methoden greift der russische Oligarch bei Sulzer nach der Macht
- 12 Bildung Viel Aufregung um ein Schulexperiment
- 14 Essay Kampf gegen die Steuerkonkurrenz
- 16 USA Obamas Stern verliert an Glanz
- 17 Wirtschaft Amerikas Interventionismus irritiert
- 18 Personenkontrolle Couchepin, Merz, Mauch, Rohner
- 20 9 Fragen an Ex-Bundeskanzler Wolfgang Schäussel
- 23 Wirtschaft Konjunkturprogramm für den Aufschwung
- 24 Mörgeli Der deutsche Meister
- 24 Bodenmann Prozyklische Denkpause
- 25 Medien Alles Gute
- 25 Wortkontrolle «Straffällige Mitmenschen»
- 27 Leserbriefe

Hintergrund

- 28 Was Frauen sexuell erregt**
Wissenschaftler zeigen, dass Frauen, auch was ihre Lust angeht, flexibler sind als Männer
- 33 Universitäre Theologie, wozu?**
Nähme man die Trennung von Kirche und Staat ernst, dürfte es keine Theologie an den Universitäten geben
- 34 Abc des Schweizer Humors**
Das Landesmuseum zeigt eine Ausstellung über den Schweizer Humor. Worüber lachen wir?
- 36 «Schneller und wettbewerbsfähiger»**
Siemens-Chef Peter Löscher ist überzeugt, dass grüne Produkte das Geschäft der Zukunft sind
- 38 Feuer des Lebens**
Der Basler Biochemiker Gottfried Schatz war bei einer der grössten wissenschaftlichen Entdeckungen dabei
- 42 Gedanken an Glamour, Ruhm, Sex**
Anna Netrebkos Karriere ist märchenhaft. Jetzt kommt die Opernsängerin nach Zürich
- 44 Die Erschiessung des Ernesto G.**
Hinter der Guerilla-Ikone Ernesto «Che» Guevara verbirgt sich ein fanatischer Tyrann
- 46 Stumme Intelligenzbestien**
Fische können zählen, benutzen Werkzeuge und haben ein bemerkenswertes Talent zum Taktieren



«Ich habe gemerkt, dass ich recht kokett bin»: Ex-Präsident von Edipresse Lamunière. Seite 48

Interview

48 «Zum Glück gibt es Journalisten»

Marc Lamunière war lange Verleger von Edipresse in Lausanne, die sein Sohn Pierre an die Zürcher Tamedia verkauft hat

Stil & Kultur

52 Der Busen der Muse Vivienne Westwood

54 Namen Von Julia Restoin-Roitfeld bis Madonna

55 MvH Ich und andere HP

56 Im Gespräch Thomas Frieden, Schmuckhersteller

57 Luxus «Am Tag, als der Regen kam»

58 Auto Chrysler 300C 3.0 CRD Touring

59 Objekte Heimkinoprojektor Epson EH-TW5000

59 Wein Côtes du Jura Chardonnay-Savagnin 2002

60 Bestseller

60 Familienchronik der Hochkultur

Die Tochter des Jahrhundertkritikers Joachim Kaiser hat eine Biografie über ihren Vater geschrieben

62 Jazz Paul Bley

62 Film «Monsters vs. Aliens»

63 Literatur John Updikes letzter Roman «Die Witwen von Eastwick»

64 Doppelpass Folge 19

66 Hochzeit Agnes Durisch und Urs Surber

Autoren in dieser Ausgabe

Gottfried Schatz



Der 1936 in Graz Geborene ist nicht nur ein Wissenschaftler von Weltrang und virtuoser Geiger, er ist auch ein begnadeter Essayist. Auf

Seite 38 erzählt er ebenso lebendig wie elegant, wie ihn seine Forscherleidenschaft erst in die USA und dann ans Biozentrum in Basel führte.

Rolf Hochhuth



Der 1931 geborene Schriftsteller gehört zu den renommiertesten und umstrittensten deutschsprachigen Autoren der Gegenwart. Bereits sein erstes Theaterstück

«Der Stellvertreter» wurde ein Weltenerfolg. Auf Seite 60 schreibt er über den Jahrhundertkritiker Joachim Kaiser.

www.weltwoche.ch

Die Weltwoche auf Twitter

Der Internet-Kurzrichtendienst *Twitter* – zu Deutsch «Gezwitscher» – erfreut sich rasch wachsender Beliebtheit. Ab sofort schicken wir Ihnen deshalb Hinweise zu ausgewählten Artikeln und exklusiven Online-Inhalten auch via unser *Twitter*-Konto. Abonnieren Sie den Dienst jetzt gratis unter www.twitter.com/weltwocheonline

Video: Podium «Die Zukunft der Schweizer Armee»

Bundesrat Ueli Maurer, Brigadier Daniel Lättsch, Buchautor Beni Gafner sowie die Chefredaktoren und Armee-Experten von NZZ, Tages-Anzeiger und Weltwoche: Sie alle diskutierten an einem gemeinsamen Podium der drei Verlage die Zukunft der Schweizer Armee. Die Videos aller Referate und der Podiumsdiskussion sehen Sie jetzt unter www.weltwoche.ch/armeepodium

Platin-Club

Spezialangebot: 15 % Rabatt auf einer Auswahl klassischer Konzerte von Obrasso Classic Events
Produkt des Monats: 29 % Rabatt auf Netzwerk-Radio Logitech Squeezebox Boom (Fr. 319.- statt Fr. 440.-)
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

«Am Anfang habe ich mich mit der Länge der Schnur immer wieder vertan», sagt Daniele und bindet sie gekonnt um die zwei Schinkenhälften. Sobald er mit seinen Händen eine Luftblase spürt, sticht er mit der Stahlnadel in die Hülle, lässt die Luft entweichen und verhindert so, dass beim langen Reifeprozess Schimmel in die Hohlräume vordringt. «Es ist meine über 100-jährige Erfahrung, die den Unterschied macht», schmunzelt Daniele und beginnt von seinem Vater und dessen Vater zu erzählen.

MIGROS

Sélection



Vernichteter Freisinn

Von Markus Somm — Auch in Zürich verliert die FDP. Abermals scheidet die Partei an ihrer unbewältigten Beziehung zur SVP. Eventuell hilft die Niederlage.



Ende einer Koalition: Kathrin Martelli, FDP, und Elmar Ledergerber, SP.

Mit der Sozialdemokratin Corine Mauch, einer sympathisch wirkenden Frau, wurde am Sonntag wohl die linkste Stadtpräsidentin gewählt, die die einstige freisinnige Hauptstadt Zürich je hatte. Mauchs Vorgänger und Parteifreunde Josef Estermann und Elmar Ledergerber bemühten sich noch um die Mitte und galten bis in weite bürgerliche Kreise als «vernünftig», ja krypto-freisinnig. Solche Rücksichten nahm Mauch nicht mehr. Sie musste es auch nicht, da die rot-grüne Wählerschaft inzwischen in der Stadt eine strukturelle Mehrheit zu bilden scheint. Vor allem half ihr der fast schon groteske Bürgerkrieg im rechten Lager. Erste Schusswechsel werden inzwischen bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgt. Statt über gemeinsame politische Anliegen wird in Selbsthilfegruppen über Verletzungen und andere Tötlichkeiten verhandelt.

Gefühlte Verletzungen

Weil die SVP die freisinnige Kandidatin Kathrin Martelli im zweiten Wahlgang nicht mehr unterstützte, fiel diese durch; die SVP rächte sich damit dafür, dass ihr Kandidat zuvor im ersten Wahlgang kaum Stimmen von den Freisinnigen erhalten hatte. Martelli stürzte mit einer Deutlichkeit ab, die den städtischen Freisinn demütigte: Rund 11 000 Stimmen we-

niger als Mauch machte die Freisinnige, die seit vierzehn Jahren Stadträtin ist. Wer es nach einer so langen Amtszeit nicht schafft, eine völlig unbekannte Bundesbeamtin und Umweltwissenschaftlerin aus dem Feld zu schlagen, dessen politische Karriere ist wohl an ihr natürliches Ende gekommen.

Nach dem Debakel fielen die Bürgerlichen in alter Frische übereinander her: Die FDP beschuldigte die SVP, die SVP lobte böse Mauch. Für den Freisinn scheint ein weiterer Tiefpunkt in seiner langen Niedergangsgeschichte seit den neunziger Jahren erreicht worden zu sein. Das Fiasko in Zürich machte selbst die nationale Parteiführung nervös: «Lieber allein als in schlechter Gesellschaft», kündigte Präsident Fulvio Pelli die Zusammenarbeit mit der SVP auf. Provoziert hatte den Tessiner eine harmlose Aussage von SVP-Nationalrat Alfred Heer. Der Zürcher hatte im Radio gesagt, die FDP müsse sich nun zwischen SVP und Mitte-links entscheiden. Ein flapsiger Befund reichte aus, um in der Schweizer FDP die Sehnsucht nach der vollendeten Einsamkeit auszulösen. Die FDP glüht. Kann sie sich je erholen?

Was auf den ersten Blick wie ein hoffnungsloser Fall aussieht, ist nicht ganz verloren. Vielleicht hat die Niederlage ihr Gutes. Am vergangenen Sonntag wurde die alte «Koa-

lition der Vernunft» zwischen SP und FDP gesprengt. In der linken Mitte ist mit den Grünliberalen, der neuerdings sozialliberalen CVP und der ähnlich gelagerten EVP inzwischen die Konkurrenz dermassen gross, dass die FDP ihre drei eher linksbürgerlich besetzten Stadtratssitze im kommenden Jahr kaum verteidigen kann. Gönnerhaft von der Linken gewählt, lebte die FDP in der Stadt Zürich seit geraumer Zeit über ihre Verhältnisse. Das dürfte vorbei sein. Verhielt sich die FDP lange so, als sei sie auf die Hilfe der SVP nicht angewiesen, gibt es für die FDP nun zum bürgerlichen Zweckbündnis keine echte Alternative mehr.

In den neunziger Jahren in Zürich installiert, hatte die Koalition der Vernunft im ganzen Land Auswirkungen, auch in Bern – die Zusammenarbeit mit der SP in verschiedenen Fragen nützte der Linken und schadete dem Freisinn. Zuerst verlor man Profil, dann Wähler, schliesslich die Orientierung. Es gebe nicht mehr links oder rechts, sagte der langjährige Parteipräsident Franz Steinegger, sondern nur mehr rückwärts oder vorwärts. Steinegger blieb der Einzige, der das verstand.

Inzwischen sitzt die Partei zwischen Stuhl und Bank: Mitte-rechts, Mitte, oben, unten? Dass Pelli Heers simple Ermahnung als Provokation empfindet, hat nichts mit SVP-Grobheiten zu tun, sondern mit der Panik der FDP, selbst nicht mehr zu wissen, wo sie hingehört. Je länger sie sich mit angeblichen und realen Stilbrüchen abgibt, desto effizienter weicht sie den eigenen Abgründen aus: Was die FDP seit fast zwanzig Jahren praktisch jede Wahl verlieren lässt, ist nicht die SVP, auch nicht die Linke und die Globalisierung, oder andere dunkle Mächte, sondern die Weigerung, sich zu entscheiden. Hält sie den Staat für zu gross? Ist der Sonderfall erledigt?

Vorbild SP

Lange waren die Bürgerlichen in der Schweiz verwöhnt. Die Mehrheit der Wähler wusste selbst ziemlich genau, was bürgerlich ist. Das verschaffte den Funktionären und Politikern in den Parteien einen grossen Spielraum. Besonders im Freisinn galt als Pluralismus und innerparteiliche Liberalität, was bei näherem Hinsehen Beliebigkeit war. Die Linke trat schon immer ideologisch disziplinierter auf. Keine Partei stimmt homogener als die SP, niemand arbeitet reibungsloser zusammen als die SP und die Grünen, während die Bürgerlichen sich zanken. Nur die SVP kopierte bisher die programmatische Entschlossenheit der Linken. Konflikte wurden ausgetragen, Leute verliessen die Partei, Flügel brachen ab.

Will die FDP genesen, kann sie den innerparteilichen Streit nicht länger aufschieben. Ein Flügel – ob der rechte oder der linke – ist zu viel. Dass in Zürich eine linksbürgerliche Stadträtin verloren hat, mag ein Hinweis sein, wohin sich die Partei am besten wendet. ○

Persilschein in Grau

Von Carmen Gasser — Viktor Vekselbergs Statthalter Thomas Borer wirbt mit einem Persilschein der Aufsichtsbehörde Finma in eigener Sache. Zu Unrecht. Wenn man sich anschaut, wie dieser zustande kam. Eine der vielen seltsamen Methoden des Oligarchen, der bei Sulzer nach der Macht greift.



Keine Erinnerung an Details: Investor Vekselberg.

Thomas Borer-Fielding, ehemaliger Karriere-Diplomat und aktuell Cheflobbyist des russischen Oligarchen Viktor Vekselberg, ist, wenn es denn sein muss, ein Freund der deutlichen Worte: «Es ist uns nicht erklärlich, wenn Entscheide der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht, die nach detailreicher und intensiver Aufarbeitung gefällt worden sind, im Nachhinein von einzelnen Politikern in Frage gestellt werden.»

Dieser Brief, der als Teil einer Power-Lobbying-Strategie unter anderem im Parlament gestreut wurde, soll wohl ein für alle Mal alle Kritiker verstummen lassen, die an der Rechtmässigkeit des Erwerbs des Aktienpakets von Sulzer zweifeln. Denn, so scheint Borer überzeugt, sein Arbeitgeber habe einen einwandfreien Persilschein ausgestellt bekommen, in einer leidigen Sache, die nun abgeschlossen ist. Wenn auch nicht in letzter Instanz.

Es war im April 2007, als Vekselberg gemeinsam mit seinen Partnern Ronny Pecik und Georg Stumpf aus dem Nichts heraus rund ein Drittel Anteil an dem Industriekonzern Sulzer verkündete. Ohne die Überschreitung der Schwellenwerte von 5 oder 10 Prozent gemeldet zu haben, ohne sich als möglicherweise gemeinsam agierende Gruppe zu erkennen gegeben zu haben.

Die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) hat diese Frage à fond untersucht und zuhänden der seinerseits beteiligten Aktienaufkäufer Ronny Pecik, Georg Stumpf und Viktor Vekselberg einen 94-seitigen Bericht verfasst. Da mittlerweile sämtliche Sulzer-Aktien der Österreicher Pecik und Stumpf beim Russen gelandet sind, interessiert, was der Finma-Bericht, welcher der *Weltwoche* vorliegt, in dieser Frage zu Viktor Vekselberg zu sagen hat.

Nach den Recherchen der Finanzmarktaufsicht führte Ulf Berg am 29. Januar 2007 mit Ronny Pecik ein Gespräch in Zürich, in dem der Sulzer-Präsident den Anrufer fragte, in welchem Namen er spreche. Und Pecik nannte neben seinem Namen und jenem Stumpfs ausdrücklich auch jenen Vekselbergs.

Indizien zur Gruppenbildung

Später notiert der Präsident über das Gesagte: Die drei «arbeiten zusammen und investieren zusammen». Die Finma kommt zum Schluss, dass «einige Indizien» zur Gruppenbildung existieren, «verfügt aber nicht über ausreichende Belege».

Denn Viktor Vekselberg selbst scheint sich gemäss Finma-Bericht an Details nicht mehr erinnern zu können. Er habe «keine Kenntnis über die detaillierte und chronologische Art und Weise», wie die Beteiligung an Sulzer auf-



Tadelloser Ruf: Sanierer Dormann.

gebaut wurde, und verweise an seinen Investmentchef Wladimir Kusnezow. Dieser wiederum will «nicht befugt» sein, Auskunft zu erteilen. Einen Persilschein für korrektes Vorgehen, wie das nun Thomas Borer in seinem Rundschreiben suggeriert, bedeutet dies freilich nicht. Finma-Pressesprecher Tobias Lux sagt auf die Frage, ob man diesen Bericht als Persilschein lesen könne: «Wir stellen keine Persilscheine aus, sondern erlassen Verfügungen dort, wo wir eine Verletzung des Offenlegungsrechts feststellen und rechtsgenügend belegen können.»

Anzeige beim Finanzdepartement

Mittlerweile hat die Finma beim Eidgenössischen Finanzdepartement (EFD) eine Strafanzeige gegen Vekselbergs Ex-Partner deponiert. Das EFD selbst wird dementsprechend, wie es die Richtlinien verlangen, eine eigene Untersuchung einleiten. Bei der Finma indes hat man grosse Erwartungen an die Ergebnisse der nächsthöheren Instanz. Man hofft, das EFD werde die Causa Vekselberg noch einmal aufrollen, denn diese wäre dank der umfangreichen Vorarbeiten der Finma bestens dokumentiert und hätte gute Chancen, vorliegende Indizien gegen Vekselberg auch beweisen zu können. Allein schon ein Amtshilfefverfahren von Österreich zu erzwingen, welches der Finma nicht gewährt wurde, wäre für das EFD um einiges leichter.

Könnte ein Vergehen gegen die gesetzlichen Meldepflichten nachgewiesen werden, käme dies selbst für einen Oligarchen wie Vekselberg teuer zu stehen: Bis zur Hälfte des Werts der Aktien kann die Strafe betragen, im Falle des Einstiegs bei Sulzer, der 1,033 Milliarden Franken kostete, also rund 500 Millionen.

Renova jedoch gibt sich siegessicher und sagt: «Aus unserer Sicht ist die Rolle der Renova geklärt.» Klar ist, zu welchem Ergebnis das EFD auch kommen sollte – und das dürfte noch eine ganze Weile dauern: Ulf Berg, VR-Präsident bei Sulzer, wird als einsamer Mann an der kommenden Generalversammlung am 8. April stehen. Geht es nach Viktor Vekselberg, muss Präsident Ulf Berg weg, und hinter diesem Ansinnen steckt weit mehr als eine simple Personalie an der Spitze der Firma – Ulf Berg hatte Vekselbergs Einstieg von Beginn an bekämpft.

Mächtiger Widersacher

Es geht um die Frage, ob es dem Russen Viktor Vekselberg gelingen wird, den Durchgriff im Schweizer Traditionskonzern zu erlangen. Es ist, zumindest auf den ersten Blick, ein ungleiches Kräftemessen: Hier Ulf Berg, einst verdienstvoller Konzernchef und seit dem 18. April 2007 als Präsident formell Vorgesetzter jener Mitverwaltungsräte, denen er als Konzernchef rapportiert hatte.

Er war ganze acht Tage im Amt, als öffentlich wurde, dass eine Aktionärsgruppe rund um Vekselberg ein knappes Drittel an Sulzer übernommen hatte. Der neue Präsident sah sich unvermittelt einem mächtigen Widersacher gegenüber, der nun vehement seinen Kopf fordert. Der Name des Nachfolgers wird bereits triumphal kolportiert: «Mit Jürgen Dormann hat sich ein erfahrener Wirtschaftsführer angeboten, der die notwendige Qualifikation besitzt, Sulzer in diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu führen und weiterzuentwickeln», schreibt Borer in seinem Brief. Deutliche Worte auch dies.

Derart deutliche sogar, dass diese nur haarscharf an einer Stillhaltevereinbarung vorbeizielten, welche Vekselbergs Renova mit Sulzer abgeschlossen hatte und die nun Ende Mai ausläuft. Gemäss dieser verpflichtete sich Renova «für den Fall von Auseinandersetzungen bezüglich der Zusammensetzung des Verwaltungsrates für die Generalversammlung 2009 für die Vertragsparteien einvernehmliche Lösungen und Kandidaten vorzuschlagen».

Im Klartext heisst dies: Renova darf aus eigenem Antrieb keine neuen Kandidaten für den Verwaltungsrat vorschlagen, die Sulzer nicht genehm sind. Die Sanktionen im gegenteiligen Fall sind weitreichend: «Falls Renova ihre Verpflichtungen gemäss Agreement nicht erfüllt, ist Sulzer berechtigt, den von Renova gehaltenen Sulzer-Aktien das Stimmrecht bis Ende August 2009 wieder zu entziehen.» Dies würde es für Viktor Vekselberg zumindest vorübergehend verunmöglichen, seinen Einfluss auf Sulzer auch tatsächlich auszuüben. Deshalb ist es für Borer bei aller Genugtuung über die Personalie Dormann ja auch so wichtig, zu betonen, dass sich dieser von sich aus «angeboten» habe, was andere, die ebenfalls im Ge-



Einsam: VR-Präsident Berg.

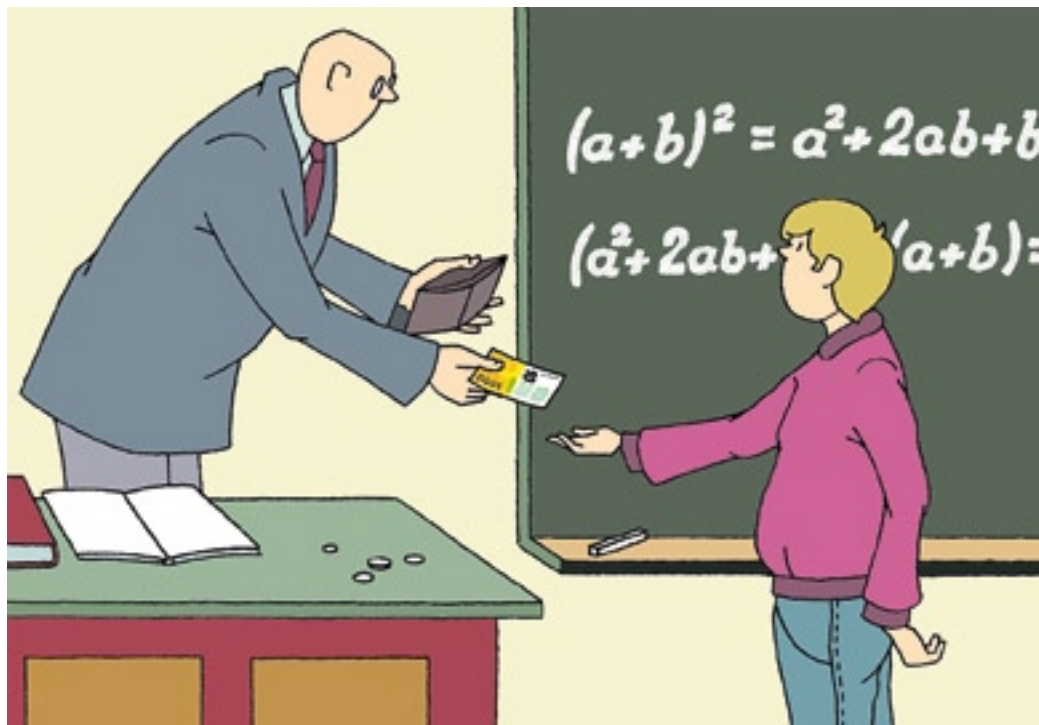
sprach waren – ein Fred Kindle etwa, Ex-ABB-Chef, oder auch Multi-Verwaltungsrat Andreas Schmid –, dankend abgelehnt haben.

So sind die Fronten bei Sulzer am Vorabend der entscheidenden Generalversammlung verhärtet wie selten zuvor. Vekselbergs Renova hat Ende März seine Beteiligung um weitere 4,1 Prozent auf nunmehr 31,2 Prozent erhöht und sich damit ein komfortables Polster geschaffen. Bei Jürgen Dormann hingegen, der ABB sanierte und einen tadellosen Ruf besitzt, fragt man sich, warum er sich als Kandidat aufstellen liess. Möglicherweise stecken ganz persönliche Motive dahinter. «Ich komme als unabhängiger Kandidat, der die Unterstützung von Vekselberg hat», sagte er in einem Interview der *Neuen Zürcher Zeitung*. Seit der Deutsche beim Zeitarbeitsvermittler Adecco das Präsidium Knall auf Fall verlassen hat, wie man hört, nicht freiwillig.

Wenn Borer nun in seinem Schreiben die «ausserordentlichen Qualitäten» des Kandidaten «für wirtschaftlich schwierige Zeiten» rühmt, stellen sich doch einige Fragen. Geht es Sulzer derart schlecht, dass diese in Winterthur vonnöten wären? Nein. Denn Sulzer meistert die Krise bislang tadellos, und Renova anerkennt denn auch ausdrücklich «die hervorragenden Leistungen des Sulzer-Managements». Bei Sulzer, so viel ist klar, sind die Qualitäten des Sanierers nicht gefragt. Wohl aber bei OC Oerlikon, dem zweiten Mega-Investment des Viktor Vekselberg in der Schweiz. Dort amtiert Wladimir Kusnezow, die rechte Hand des Russen, als Präsident und derart schlecht laufen die Geschäfte, dass Oerlikon unter Kusnezow zum Sanierungsfall wurde. Wenn schon, wäre zu folgern, wären dort die Saniererqualitäten Dormanns gefragt. ○

Die Erregungskünstler

Von Philipp Gut — Ein Experiment, das Schüler mit Geld belohnt, gibt zu reden. Medien berichten kritisch, «Experten» warnen. Mit der Realität hat das nichts zu tun, wie ein Schulbesuch zeigt.



Was wäre, wenn Geld tatsächlich eine positive Auswirkung auf die Leistung der Schüler hätte?

Seit Tagen diskutieren Medien und Bevölkerung über ein Schalexperiment in einer kleinen Berner Gemeinde. Im obern aargauischen Wiedlisbach – Einwohnerzahl: 2216 – bekommen die Schüler der 2. Sekundarklasse ein Semester lang Geld für gute Noten in Mathematik und Englisch. Am Dienstagabend debattierte der «Club» des Schweizer Fernsehens (Titel: «Boni für gute Noten – mehr Leistung für Bargeld?»). In der Schweizer Presse, in Fernsehen und Radio sind mehrere Dutzend Beiträge erschienen, von *Le Matin* bis zum *St. Galler Tagblatt*, vom *Blick* bis zur *NZZ*, von Radio DRS bis zu Radio NRJ Züri.

Experten als Sprachrohr

Aus der Schulgeschichte ist ein Medienphänomen geworden. Journalisten und von ihnen beigezogene «Experten» und «Fachleute» ziehen die Alarmglocke. «Gegen «Kapitalismus» in der Schule» wandte sich der Zürcher *Tages-Anzeiger* auf der Frontseite. Im Innern des Blattes lautete die Schlagzeile: «Boni für gute Schüler – keine gute Idee». «Geld gehört nicht an die Schule», beschied das *St. Galler Tagblatt*, «Experiment ist rechtlich ein Grenzfall», wusste die *Berner Zeitung*, «Sackgeld soll nicht von Schulnote abhängen» riet, erneut, der *Tages-Anzeiger*. Der *Berner Bund* titelte: «Boni für gute Noten sind ein Unsinn».

Besonders hart ins Gericht mit dem Schulversuch gingen die zahllosen Bildungsexperten und sonstigen Spezialisten, welche die Journalisten aufboten. Der *Tages-Anzeiger* zitierte «Bildungsforscher» Erich Ramseier mit dem Urteil, das Experiment sei ein «hilfloser Versuch», die «langfristige Leistungsbereitschaft von aussen zu steuern». Martin Wendelspiess, Chef des Zürcher Volksschulamtes, gab zu bedenken, eine finanzielle Belohnung sei «nichts Nachhaltiges».

«Ich bin gegenüber solch radikalen Methoden sehr skeptisch», sagte Professor Walter Herzog, Direktor des Instituts für Erziehungswissenschaften an der Uni Bern, in der *Berner Zeitung*. «Geld gegen Noten» sei «keine Innovation, sondern eine Rückkehr zum alten System von Bestrafung und Belohnung», so der Alt-68er. «Die innere Motivation könne zerstört werden, wenn alles mit äusseren Anreizen abgegolten werde», zitierte die *Berner Zeitung* Thomas Aebi, «Kinderpsychologe und Co-Leiter der Erziehungsberatung Langenthal». Kinder sollten «nicht allein an Noten, sondern an ihren eigenen Möglichkeiten gemessen werden». Belohnung in Form von Geld sei «grundsätzlich der falsche Ansatz».

Es ist ein alter Trick: Journalisten machen angebliche oder wirkliche Experten zum Sprachrohr und Megafon ihrer eigenen Mei-

nung. Zur Untermauerung und Camouflage. Auf die Spitze trieb es der *Tages-Anzeiger*, in der Redaktion am Zürcher Stauffacher muss die Abneigung gegen das Experiment besonders stark sein. Die Zeitung bot neben Pädagogen («Lehrer gegen Boni für gute Schulnoten»), Bildungsbeamten und Bildungsforschern auch «Budget- und Schuldenfachleute» auf.

«Nicht nur Lehrer sind skeptisch», schrieb der *Tagi*. «Budget- und Schuldenberaterinnen halten das Experiment für «absolut gefährlich», «unfair» und ein «Armutzeugnis für unsere Gesellschaft.» Nach der Befragung von Lydia Schlatter, «Budgetberaterin» bei der «Zürcher Zentralstelle für Ehe- und Budgetberatung», von Eva Schätti, «Budgetfachfrau bei der Basler Beratungsstelle Plusminus», sowie von Susanne Johannsen, «Leiterin der Fachstelle für Schuldenfragen des Kantons Zürich», zog der *Tages-Anzeiger* das Fazit: «Dass die Leistungsbereitschaft der Schüler so gesteigert werden kann, glauben Budgetfachleute nicht.»

Seltsame Blüten einer ans Komische grenzenden «Experten»-Gläubigkeit.

Eine andere journalistische Arbeitsweise, nämlich: hingehen und sich selber ein Bild machen, haben erstaunlich wenige Medien angewandt. Laut Sandra Bitzi, Klassenlehrerin der 2. Sek Wiedlisbach, kamen bisher Radio DRS und ein lokaler TV-Sender vorbei, auf dem auch das Experiment «Geld für Noten» ausgestrahlt wird. Die Übrigen zogen es vor, vom Schreibtisch aus zu berichten. Wären mehr Journalisten nach Wiedlisbach gefahren – manche Geschichten hätten vermutlich anders ausgesehen. (Oder sie wären gar nicht geschrieben worden.)

Ein Gang durchs Dorf am Jurahang. Das Zentrum bildet ein historisches «Städtchen» mit zum Teil jahrhundertealten Gebäuden, einem «Spittel» etwa oder einem Kornhaus. Grosse, runde Eingangstore verweisen auf die

Die Gelassenheit der Kinder kontrastiert merkwürdig mit der medial erzeugten Erregung.

bäuerliche Vergangenheit. Geschäfte gibt es wenige, und sie machen einen etwas veralteten Eindruck. Ein goldenes Kalb steht nicht auf dem Dorfplatz.

Wenige Gehminuten weiter, Bielstrasse 10, etwas zurückversetzt, liegt die ominöse Sekundarschule. Aufmerksamkeit und Spannung beim Besucher steigen. Gibt es Anzeichen «kapitalistischer» Dekadenz? Fehlanzeige. «Gier» und «zerstörte Motivation»? Sucht man vergeblich. «Frustration»? Nicht zu entdecken. Stattdessen: eine ganz normale Englischstunde, wie sie hundertfach in diesem Land durchgeführt wird. An der Wand hängen Bergbilder und Collagen zu Hollywoodfilmen («Gladiator», «Twilight»).

«Es hat sich nichts verändert», sagt Lehrerin Sandra Bitzi. Die Schüler – insgesamt 23, an diesem Nachmittag fehlen 2 – ordnen Sätze zu, sprechen Dialoge, antworten auf Fragen der Lehrerin. Mehrere suchen vergeblich eine Antwort auf die Frage, was «lazy» (faul) auf Deutsch heisst. Spricht man mit den Schülern, über deren mögliche Deformation und Seelen-



«Dünger der Finanzkrise»: Bernhard Pulver.

beschädigung derzeit die halbe Schweiz orakelt, zerstäuben die letzten Befürchtungen. Den Kindern geht es gut, das Experiment tangiert ihr Leben und Lernen nur am Rand, sie strahlen eine Gelassenheit aus, die merkwürdig mit der medial erzeugten Erregung kontrastiert.

Pascal sagt: «Ich lerne vielleicht ein bisschen mehr. Das Projekt finde ich gut, für immer wäre es aber keine gute Idee.» Laura meint: «Ich lerne ungefähr gleich viel wie vorher, auch die Noten blieben gleich.» Katja: «Für uns ist das ein Experiment. Es läuft erst kurze Zeit. Wie es herauskommt, wissen wir noch nicht.»

Das ist ein weiterer Punkt, der an der medialen Berichterstattung irritiert: «Geld für Noten», angeregt und finanziert durch «Futura TV», ein privates Fernsehmagazin für Bildung und Beruf, ist ausdrücklich ein «Experiment». Anstelle von prospektiver Besserwisseri und Instant-Urteilen aus den Redaktionsstuben könnte man sich auch so etwas wie intellektuelle Neugierde vorstellen. Was kommt dabei heraus? Verändert der finanzielle Anreiz das Lernverhalten? Wie nehmen es die Schüler wahr? Wie die Lehrerinnen? Für wen ist der Antrieb grösser, für die starken oder die schwachen Schüler?

Vielleicht darf nicht sein, was nicht sein soll. Womöglich befürchten manche den Ausgang

des Experiments. Was wäre, wenn das Geld tatsächlich eine positive Auswirkung auf die Leistung der Schüler hätte? Lehrerin Sandra Bitzi gibt sich offen: «Viele Leute begreifen nicht, dass wir nicht deshalb am Experiment teilnehmen, weil wir dieses Belohnungssystem befürworten. Wir stellen uns als Probanden zur Verfügung. Das ist alles.»

Wie der Initiant des Projekts, Alexander Wenger von Futura TV, erzählt, war es nicht einfach, Lehrer zu finden, die sich auf den Versuch einlassen wollten. Über zwanzig Anfragen verliefen erfolglos. Wenger, von der Heftigkeit der Reaktionen überrascht, hält fest: «Wir stellen keine politische Forderung auf, «Geld für Noten» in der Schule einzuführen. Wir machen lediglich ein Experiment in einer privaten TV-Sendung.»

Pädagogischer Nebeneffekt

Was immer herauskommen wird – einen pädagogischen Nebeneffekt hat «Geld für Noten» bereits gehabt: Durch den Rummel um das Experiment erhielten die Schüler Anschauungsunterricht in Sachen Medien. Lehrerin Bitzi: «Zu unserem Auftrag gehört es, die Kinder zur Medienkritik zu erziehen. Eine praktischere Lektion, als wir sie erleben, kann man sich kaum vorstellen.»

«Die Medien versuchen die Leute zu beeinflussen und auf eine bestimmte Seite zu ziehen», hat Schülerin Sandra beobachtet. Der Klasse ist aufgefallen, dass Journalisten und Politiker den Schulversuch mit der Finanzkrise kurzschliessen. Man spricht von den «Boni» und der angeblichen «Gier» der Schüler – als ob sie drauf und dran wären, zur gescholtenen Spezies der Investmentbanker zu mutieren. Bernhard Pulver, grüner Berner Erziehungsdirektor, sagte in einem Interview: «Eine solche Einstellung war der Dünger der Finanzkrise.»

Erfahren könnten die Wiedlisbacher Sekundarschüler auch etwas über die Heuchelei gewisser Medienhäuser. Der *Tages-Anzeiger*, führend in der Kampagne, gehört zum Tamedia-Konzern – wie die Privatsender Tele Züri und Tele Bärn, auf denen das Experiment ausgestrahlt wird. Im *Tagi* sowie in seiner Beilage *Das Magazin* sind im vergangenen Jahr zwei Artikel über Geld-für-Noten-Versuche in den USA erschienen. Beide lobend. «Das könnte Schule machen», prophezeite *Das Magazin*. Über den Leiter eines Experiments in New York, den schwarzen Harvard-Ökonomen Roland Fryer, stand zu lesen: «Wir halten schwierigen Kids sinnlose Moralpredigten, während sie Roland Fryer mit handfesten Belohnungen zum Lernen verführt. Vielleicht können wir vom Professor noch was lernen.»

Geld für Noten – Das Experiment. Folge 2, 11.–17. Mai, auf Tele Züri, Tele Bärn, Tele Basel, Tele Ostschweiz, Tele-Südostschweiz zu verschiedenen Sendezeiten.


FORTIS
B-42 STRATOLINER



Offizieller Ausrüster für Luft- und Raumfahrt
Erste Uhrenfabrik der Welt für automatische Armbanduhren
since 1912 swiss · www.fortis-watches.com

Bern **BIJOUTERIE SONDEREGGER** 031 311 70 38
Luzern **BRUDERMANN** 041 210 65 62
Schaffhausen **PREISIG** 052 624 22 30
Zug **UHREN & SCHMUCK VICTORIA** 041 712 11 66



Weltwoche-Spezialangebot



Tauchen Sie mit der Weltwoche in die Welt der klassischen Musik ein. In Zusammenarbeit mit Obrasso Classic Events profitieren Weltwoche-Abonnentinnen/-Abonnenten von 15% Spezialrabatt auf alle Ticketkategorien der nachfolgend erwähnten Konzerte.



Die Summer Night Classics im KKL Luzern verbinden traditionelle, international gewürdigte Kultur mit hochstehender und brillant dargebotener Unterhaltung. Mit jährlich rund 7000 begeisterten Konzertbesuchern gehören die Summer Night Classics zu den erfolgreichsten Konzertreihen im KKL Luzern.

EIN SOMMERNACHTSTRAUM

Münchener Symphoniker, Sophia Jaffé, Violine

Felix Mendelssohn Bartholdys Geburtstag jährte sich am 3. Februar zum 200. Mal. Grund genug, seiner genialen Musik ein Konzert zu widmen. Die Münchener Symphoniker unter der Leitung ihres Chefdirigenten Georg Schmöhe eröffnen das Konzert mit der Ouvertüre aus «Ein Sommernachtstraum» op. 21. Sophia Jaffé versprüht mit ihrer Violine Anmut und offeriert nicht allein ein akustisches, sondern auch ein optisches Gesamtkunstwerk. Mit Mendelssohns Konzert für Violine und Orchester in e-Moll op. 64 wählte sie für ihren Auftritt in Luzern eines der populärsten Instrumentalkonzerte. Im zweiten Konzertteil interpretieren die Münchener Symphoniker Mendelssohns 4. Sinfonie, «Die Italienische».

KKL Luzern, 5. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 148.- / 138.- / 128.- / 98.- / 68.- / 45.-

ZAUBER DER OPERETTE

Wiener Opernball Orchester, Monika Rebholz, Sopran,
Joachim Moser, Tenor

Bei seinem Gastspiel im KKL Luzern steht das Wiener Opernball Orchester unter der Leitung des Schweizer Dirigenten Andreas Spörri. Das Orchester pflegt die Tradition und das Repertoire der Strauss-Kapellen bis heute mit grossem Erfolg und frönt im Konzert vom 13. Juni dem «Zauber der Operette».

KKL Luzern, 13. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 155.- / 145.- / 135.- / 110.- / 75.- / 60.-

SING, SING, SING

Swing Dance Orchestra, Dan Levinson, Klarinette

Das Konzertprogramm «Sing, Sing, Sing» ist eine Hommage an Benny Goodman anlässlich seines 100. Geburtstags. Unter der Leitung des «Swing King» Andrej Hermlin hat sich das 1987 gegründete Swing Dance Orchestra inzwischen zur bedeutendsten und erfolgreichsten

Swing-Big Band Deutschlands entwickelt. Das Orchester verfügt über ein breitgefächertes Repertoire, darunter viele bekannte, aber auch einige selten gespielte amerikanische Originalarrangements aus den dreissiger Jahren. Es sind Melodien der Orchester von Benny Goodman, Artie Shaw, Jimmy und Tommy Dorsey, Duke Ellington, Cab Calloway, Glenn Miller und vieler anderer Stars der Swing-Ära. Das Swing Dance Orchestra ist bis ins Detail authentisch: Der Sound, die Arrangements, die Mikrofone und Pulte, die Instrumente und die Garderobe entsprechen den amerikanischen Originalen jener Zeit.

KKL Luzern, 19. Juni 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 80.- / 70.- / 60.- / 50.- / 40.- / 30.-

SPECTACULAR CLASSICS

Philharmonie Baden-Baden, Swiss Brass Consort,
Dimitri Ashkenazy, Klarinette

Der musikalische Leiter Manfred Obrecht und die Philharmonie Baden-Baden eröffnen Spectacular Classics 2009 mit Richard Strauss' «Festmusik der Stadt Wien». Im ersten Konzertteil erwartet Sie unter anderem die Ouvertüre zur Oper «Oberon» von Carl Maria von Weber, Introduction, Thema und Variationen für Klarinette und Orchester in B-Dur von Gioachino Rossini mit dem Klarinettenisten Dimitri Ashkenazy und zum Abschluss Maurice Ravels «Bolero». Der zweite Konzertteil beginnt mit der «Morgenstimmung» von Edvard Grieg. Leonard Bernsteins sinfonische Tänze aus «West Side Story» erklingen – wie auch andere Werke – mit Unterstützung der zehn Blechbläser des Swiss Brass Consort. Richard Wagners «Elsas Zug zum Münster» aus der Oper «Lohengrin» bringt das Konzert zu einem monumentalen Abschluss.

KKL Luzern, 4. Juli 2009, 19.30 Uhr

Preiskategorien: Fr. 148.- / 138.- / 128.- / 98.- / 68.- / 45.-

Bestellen Sie Ihre Tickets noch heute bei Obrasso Classic Events, Postfach 2637, 6002 Luzern, Tickethotline 041 318 00 55, E-Mail: info@classic-events.ch. Vergessen Sie nicht, Ihre Abonnementnummer anzugeben, um vom Weltwoche-Rabatt zu profitieren.

Alle Informationen zu diesen Konzerten und weitere attraktive Angebote finden Sie zudem auf www.weltwoche.ch/platinclub

Noch kein Weltwoche-Abo? Abonnieren Sie jetzt und profitieren Sie von zahlreichen Vorteilen. Mehr auf www.weltwoche.ch/abo

Überall und nirgendwo

Von Urs Gehriger — Früher als erwartet, verliert Barack Obamas Stern an Glanz. Der neue Präsident droht sich an zu vielen Fronten aufzureiben. Die Fehler häufen sich, doch es gibt Lichtblicke.



«Ich bin wütend»: Obama (l.) in der Late-Night-Show von Jay Leno.

Barack Obamas Einstand verdient kein anderes Prädikat als «fulminant». Angetreten ist der 44. US-Präsident mit dem Versprechen, er werde die Politik seines Vorgängers auf den Kopf stellen. Seinen Bewunderern zu Hause und in der Welt hat er dies bereits eindrücklich bewiesen. Klimaerwärmung, Stammzellenforschung, der neue Umgang mit Iran sind ein paar Kostproben davon. Allmählich kann man sich vorstellen, was Obamas berühmter Wahlkampflogan «Change» in der realen Welt bedeuten könnte.

Zehn Wochen erst ist er im Amt, und bereits kann er eine Reihe von Errungenschaften vorweisen. Allen voran das Konjunkturpaket zur Ankurbelung der Wirtschaft. 787 Milliarden Dollar schwer ist es und damit das grösste der amerikanischen Geschichte überhaupt. Kein Zweifel, Obama hat Grosses vor. Das zeigt schon ein Blick auf seine Agenda. Seit der Reagan-Revolution hat man ähnlich Ambitiöses nicht gesehen. Von der Heilung des Gesundheitswesens über die Bildungsreform bis zur Einführung von Hybridautos ist alles enthalten, was es braucht, um eine Gesellschaft von den Wurzeln her umzukrempeln.

Kann er das alles bewältigen? Viele Amerikaner beginnen zu zweifeln. Seit Wochen verirrt sich ihr Präsident im Traktanden-Dschungel, wirkt unfokussiert und sprunghaft. Viele von

Obamas Errungenschaften haben «potemkinische Qualitäten», wie der *Economist* treffend festhält. Hier wird ein Plan präsentiert, dort ein Papier veröffentlicht, Details folgen morgen.

Im Prinzip hat Obama zwei Aufgaben. Er muss, erstens, sein Land aus der wirtschaftlichen Todesspirale manövrieren. Zweitens gilt es, Amerikas Sicherheit zu garantieren, zu Hause und in der Welt. Besonders Ersteres verlangt einen Kraftakt von herkulischer Dimension. Man fragt sich also, warum der Präsident seinen wichtigsten Mann, Schatzkanzler Timothy Geithner, seit nunmehr 75 Tagen im Stich lässt. Geithner ist allein zu Hause. Das Wirtschaftsministerium ist ein Skelett. Schlüsselstellen bleiben unbesetzt.

Fehlende Mindeststandards

Die Personalpolitik ist eine der grossen Schwächen in Obamas Startphase. Gegen ein Dutzend designierte Minister musste er zurückziehen, weil erhebliche Bedenken gegen ihre Wahl laut wurden. Bill Richardson, Handelsminister in spe, strauchelte, noch bevor Obama überhaupt im Weissen Haus angekommen war. Dann stolperte der designierte Gesundheitsminister Tom Daschle, legendärer Strippenzieher auf dem Kapitol, über eine Steueraffäre und bescherte Obama die erste Pleite seiner Amtszeit.

Einen Wahlkampf lang stilisierte sich Barack Obama zum Saubermann, der Washington mit eisernem Besen kehren werde. Umso peinlicher ist es nun, da sich herausgestellt hat, dass zahlreiche seiner engsten *buddies* nicht einmal den Mindeststandards für ein Ministeramt genügen. Selbst Finanzminister Geithner musste Fehler bei seiner Steuererklärung einräumen. Dieser Makel indessen ist längst vergessen. Der juvenile Geithner macht dem Volk andere, gewichtigere Sorgen. Sein Rettungsplan für die Finanzwirtschaft, den er portionenweise an die Öffentlichkeit trug, liegt den Amerikanern schwer auf.

Mittels eines komplizierten Fonds will Geithner den Privatsektor dazu animieren, den Banken ihre faulen Wertpapiere abzukufen. Sein Plan geht davon aus, dass sich die grossen Banken in einem guten Zustand befinden und sie bloss Hilfe brauchen, um das Vertrauen wiederherzustellen. Aber führende Wirtschaftsexperten trauen ihm nicht. Sie glauben, dass diese Banken in Wahrheit pleite sind und ihr Kreditgeschäft nicht wiederaufnehmen, bis sie verstaatlicht sind.

«Cash for trash» nennt Obamas prominentester Kritiker, Wirtschaftsnobelpreisträger Paul Krugman, den Geithner-Plan. Die privaten Investoren bekämen die Chance, gute Gewinne zu machen, während der Staat alle Risiken trage. Obama schicke sich an, die Bush-Politik zu rezyklieren. Mehr als enttäuschend sei das. «Es überkommt mich ein Gefühl der Verzweiflung.»

Schleichender Staatsstreich

Tiefer und tiefer kreist der Pleitegeier über den USA. Nach Berechnungen des Kongresses wird Obamas Haushaltspolitik dem Land bis 2019 ein Defizit von nahezu einer Billion Dollar (eine 1 mit 12 Nullen!) jährlich bringen – eine Zahl, die die menschliche Vorstellungskraft übersteigt. «Halten wir an den im Haushaltsentwurf avisierten Programmen fest», so der republikanische Senator Judd Gregg warnend, «wird dieses Land bankrottgehen.»

Bei aller Kritik: Obama hat eine gewaltige

Seine grösste Hypothek ist die Ambition, das Land in dessen Fundament zu verändern.

Erblast übernommen. Die Rezession schlägt mit voller Wucht ein. Einige der bekanntesten Finanzhäuser Amerikas sind kollabiert. In rasantem Tempo verschwinden Jobs, die Arbeitslosenrate liegt bei 8,1 Prozent und droht bald in den zweistelligen Bereich zu klettern. Mitten in diesem Sturmtief fällt es leicht, Obamas erste Bilanz in der Luft zu zerfetzen.

Der agile Jurist verstehe aus Fehlern schnell zu lernen, heisst es in seiner Entourage. Möglich, dass er sich bald auffängt. So viel aller-

dings steht fest: Die grösste Hypothek des jungen Präsidenten ist er selber. Genauer: seine an Obsession grenzende Ambition, das Land in dessen Fundament zu verändern.

Obama erweckt den Eindruck, er nehme die Wirtschaftskrise als Vorwand, um einen radikalen Gesellschaftswandel einzuleiten, auch in Gebieten, die nichts mit der Wiederankurbelung der Wirtschaft zu tun haben. Politische Urgesteine beider Parteien werfen Obama gar einen schleichenden «Staatsstreich» vor. In einem Brief an den Präsidenten beklagt sich der demokratische Senator Robert Byrd, er installiere ein Zaren-Regime im Weissen Haus und unterwandere die Macht des Senats. Sein republikanischer Kollege Newt Gingrich geht einen Schritt weiter. Wenn Obamas Finanzminister für sich allein in Anspruch nehme, welche Firmen verstaatlicht würden, sei dies nichts anderes als «diktatorische Machtpolitik».

Gespielte Empörung

Obamas Ambition steht im Widerspruch zu seinen Fähigkeiten. Die ausserordentliche wirtschaftliche Herausforderung zeigt seine Grenzen schonungslos auf. Es fehlt ihm an Kompetenz. Der Mann, der im Wahlkampf Gelassenheit, in den TV-Debatten «präsidiale Aura» ausstrahlte, hinkt seit dem Einzug ins Weisse Haus von einer Panne zur andern. Er



«Cash for trash»: Finanzminister Geithner.

kündigt grosse Pläne an, geizt aber mit Details. Er verspricht Budgetdisziplin, um die harten Entscheide zu vertagen. Hagelt es Kritik, flüchtet er aus der Hauptstadt und setzt sich – als erster amtierender Präsident überhaupt – in eine Talkshow. Dort mimt er publikumswirksam den Empörten («Ich bin wütend») und zieht über die Bonizahlungen an Manager des

Wirtschaft

Kein Liebestreffen in Washington

Mit zunehmender Irritation registriert die Finanz-Community den Interventionismus der Regierung. Von Dirk Rheker

Dramatisch der Titel, unter dem das führende Finanzblatt des Kapitalismus, *The Wall Street Journal (WSJ)*, die Grossen der globalen Ökonomie vergangene Woche ins «Park Hyatt» nach Washington lud: «Rebuilding Finance for the 21st Century». Und als die Party zur Krise steigt, sind sie alle da. Nassim Nicholas Taleb, der Guru für komplexe Finanzderivate, gestikuliert wie gewohnt temperamentvoll, unterhält Tischnachbar Gary Cohn von Goldman Sachs mit philosophischen Sottisen. Yale-Professor Robert Shiller, eher Grübler als Gesellschaftslöwe, stochert derweil wortlos in seiner *strawberries and chocolate mousse*. Zwei Tische weiter ist Mutual-Fund-Manager Bill Miller von Legg Mason im Gespräch mit Blackstone-Chef Stephen Schwarzman. David Rubenstein von der Carlyle Group plauscht mit Nobelpreisträger Myron Scholes, Ernst-&-Young-Chef James Turley parliert mit Obama-Berater Larry Summers. In der Mitte des Saales, gleich vor dem Podium, scherzen Investor George Soros und Ex-Finanzminister Robert Rubin. Moneymaker unter sich.

Dann tritt US-Finanzminister Timothy Geithner auf die Bühne. Sichtlich gestresst wirkt er, der wichtigste Minister im Kabinett Obama, verhaspelt sich mehrfach. Das mag daran liegen, dass er einer ist, der schneller denkt, als er spricht, und sich selbst gedanklich immer einen Schritt voraus ist. Immerhin: Er bemüht sich, die Fragen von *WSJ*-Editor Alan Murray mit Esprit zu beantworten. Was nicht immer gelingt. Ja, so Geithner lächelnd, natürlich sei er sich bewusst, dass er zuletzt für die erste überparteiliche Allianz in der Ära Obama gesorgt habe – als nämlich sowohl der linke Kolumnist Frank Rich als auch die Republikaner Connie Mack und Newt Gingrich seinen Rauswurf forderten. Wirklich witzig klingt anders.

Es geht aber um mehr als um läppische Personalien. In Washington soll von klugen Köpfen die Zukunft der Finanzmärkte angedacht werden. Theoretisch jedenfalls. Dazu trifft politische Macht auf akademischen Intellekt und milliardenschweres Kapital. Manche sind skeptisch, ob dieses geballte Brain den Ausweg kennt. George Soros etwa, dessen mürrische Systemkritik sich mit zunehmendem Alter drastisch zu verschärfen scheint. Wenn die Politik pri-

vate Investoren mit Steuergeld zum Kauf von sogenannten Schrottpapieren animieren wolle, sei das bloss «Herumdoktern». Warum? Weil man dabei immer noch davon ausgehe, dass das System prinzipiell in Ordnung sei. «Aber die Vorstellung, dass Märkte sich selbst zu heilen in der Lage seien, hat sich als grundsätzlich falsch erwiesen.» Ein allgemeines Unwohlsein beschreibt Soros allemal: Die USA galten einst als Hort der freien Marktkräfte. Die Finanzkrise hat dieses Bild mächtig ins Wanken gebracht. Politische Macht wirkt hier in der US-Kapitale ziemlich mächtig – und Kapital ziemlich kleinlaut.

Und auch Finanzminister Geithner tut wenig, um diesen Eindruck zu relativieren: Im Eilverfahren und ohne Einmischung des Parlaments will er die Kontrolle über taumelnde Finanzinstitutionen jeglicher Art übernehmen. Widersprüchlich, wie Konferenzteilnehmer Glenn Hutchins von Silver Lake Partners findet. «Das Hilfsprogramm schien darauf abzuzielen, die Bankbilanzen auf minimal invasive Weise zu stärken. Die geplanten Vollmachten hingegen signalisieren, dass der Staat seine Ziele notfalls auch mit brachialen Methoden erreichen will.»

Misstrauen in Washington

Man mag die wilde Entschlossenheit bewundern, mit der die US-Regierung der Krise entgegentreten will. Den hier versammelten Mega-Investoren, auf deren Beistand Geithner setzt, scheint angesichts des Aktivismus aber eher mulmig zu werden. Arthur Levitt, Ex-Chairman der Securities and Exchange Commission, unterstellt gar, Obama und Geithner könnten den Klassenkampf zwischen «Wall Street» und «Main Street» anzetteln. So wird es trotz aller Anstrengungen kein Liebestreffen in Washington. «Big Money» ist misstrauisch geworden. Ist ja schliesslich nicht das erste Mal seit der Lehman-Pleite, dass die US-Regierung im Namen der Krisenbekämpfung mit ihrer Rechts- und Wirtschaftsordnung äusserst freihändig umgeht. Schon Geithners Vorgänger Hank Paulson zwang den Vertretern der grössten US-Banken binnen Stunden unfreiwillige Kapitalspritzen und auch gleich noch seine Mitsprache auf. Als vertrauensbildende Massnahme taugte das nicht.

Personenkontrolle

Couchepin, Merz, Mauch, Lieberherr, Zeyer, Rohner

Bundesrat **Pascal Couchepin** (FDP) tut sich offenbar schwer damit, dass seit dem 1. Januar 2009 nicht mehr *er*, sondern **Hans-Rudolf Merz** (FDP) an der Spitze der Landesregierung steht. Am 2. Februar 2009 unterzeichnete der Gesundheitsminister ein Schreiben an die Medizinal-Firma Polymed mit «Pascal Couchepin, Bundespräsident». Am 1. Juli 2008 hatte die Firma in einem Brief dringend vor der geplanten Zentralisierung der Laboruntersuchung gewarnt; diese würde unter dem Strich zu massiven Leerläufen und Mehrkosten für Patienten führen. Trotz siebenmonatiger Bedenkzeit vermied Nicht-mehr-Bundespräsident Couchepin in seinem «Antwortschreiben» eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Kritik und beschränkte sich auf Floskeln und die (diskutable) Behauptung, die Krankenkassenprämien seien «seit meiner Amtsübernahme» um lediglich 3,2 Prozent gestiegen. (axb)

Nach einem Wahlsieg pflegen Exekutivpolitiker ihren Wählern zu danken und jenen, die sie nicht gewählt haben, versöhnlich die Hand zu reichen. Von solchen Gesten scheint **Corine Mauch** (SP), die neue Stadtpräsidentin von Zürich, wenig zu halten. In ihrem ersten Statement nach der Wahl auf Tele-Züri rüffelte sie die SVP als «undemokratisch», weil diese es gewagt hatte, beide Kandidatinnen zur Nichtwahl zu empfehlen. Tags darauf verkündete Mauch, dass sie nicht am Stadtfest Sechseläuten teilnehmen werde; dafür plant die «erste lesbische Stadtpräsidentin» einen grossen Auftritt an der Schwulenparade Euro-Pride. Eine Pionierleistung? Die Zürcher Ex-Stadt- und -Ständerätin **Emilie Lieberherr** (1990 aus der SP ausgeschlossen) hatte schon in den 1970er Jahren bewiesen, dass es die Wähler hierzulande nicht interessiert, mit wem ihre Vertreter Tisch und Bett teilen. (axb)

Am 5. Januar 2009 verdonnerte das Zürcher Obergericht die **Credit Suisse** zur Zahlung von 1500 Franken Prozessentschädigung an **René Zeyer**, Buchautor und Sprecher der Lehman-Opfer. Als das Geld Ende Februar noch nicht überwiesen war, reklamierte Zeyer. CS-Chefjurist **Urs Rohner** schaltete die Anwaltskanzlei Wartmann & Merker ein, die am 3. März 2009 schriftlich mitteilte: «Das Geld wurde Ihnen bereits überwiesen.» Weil das Geld auf seinem Konto nicht angekommen war, leitete Zeyer vorsichtshalber («man kann ja nie wissen, heutzutage») eine Betreibung ein. Der Betreibungsauszug brachte eine unbeglichene Forderung der Billag über Fr. 108.85 gegenüber der CS zutage. Harte Zeiten für die einst so stolze Grossbank. (axb)

Versicherungskonzerns **AIG** her. Mit keinem Wort erwähnt er, dass seine Regierung über die Überweisungen informiert war, dass die Boni sogar im Stimulus-Paket verbucht waren.

Vielen Patzern Obamas liegt derselbe strategische Fehler zugrunde: zu viel zu schnell. Die Finanzkrise allein ist eine Herausforderung, die jeden Präsidenten – egal, welcher Ära – bis



Sturmtief: US-Soldat in Afghanistan.

an den Rand der Erschöpfung getrieben hätte. Doch Obama hat beschlossen, an allen Fronten gleichzeitig zu kämpfen. Der Präsident ist überfordert, dämmert es der US-Presse, die während des Wahlkampfs noch wacker im Gleichschritt mit dem Senator aus Illinois marschiert war.

Auch das Volk wird langsam nervös. Die Zustimmungsrates für den neuen Präsidenten (*net approval rate*: die Prozentzahl der Zustimmungenden minus die der Ablehnenden) ist seit seinem Amtsantritt von 46 auf 28 Prozent geschrumpft. Obama liegt in der Volksgunst tiefer als George W. Bush in der Startphase seiner Präsidentschaft.

Aber es gibt auch Lichtblicke. Ausgerechnet dort, wo sie am dringendsten nötig sind. Die jüngst präsentierten US-Pläne für Afghanistan zeugen von wichtigen Weichenstellungen. 17 000 zusätzliche Soldaten schickt Obama ins Gefecht. Längst heisst es in Washington, Afghanistan sei «Obamas Krieg». Entsprechend martialisch verlautet er an die Adresse der Extremisten: «Wir werden euch besiegen!» Wer hätte gedacht, dass solche Worte einmal über Obamas Lippen kommen würden.

Im Schatten der Sieger-Rhetorik offenbart sich ein differenziertes Bild. Man erkennt den Willen, das Land von unten, aus dem Volk, zu befrieden. An Obamas Seite ist ein Team am

Werk, das seine Fähigkeit bereits im Irak unter Beweis gestellt hat. Unter der Ägide von Centcom-General David Petraeus arbeitet der australische Anti-Guerilla-Spezialist David Kilcullen an einer mehrstufigen Strategie, um den harten Kern der Aufständischen zu isolieren. Oberstes Prinzip soll es sein, die Sicherheit der Zivilbevölkerung zu gewährleisten, um diese für den Kampf gegen die Dschihadisten zu gewinnen.

Der Afghanistan-Plan lässt vermuten, dass Obama auch an anderen Brennpunkten der Welt auf ausgewiesene Experten baut, die hinter den Kulissen an langfristigen Lösungen arbeiten. Die Politik im Rampenlicht manifestiert sich indessen als gewohnt symbol-schwangere Megafon-Diplomatie. Vieles davon wirkt rätselhaft bis kontraproduktiv. So etwa, wenn Obama den Iranern – sprich dem Mullah-Regime – via Fernsehen ein frohes neues Jahr wünscht und dabei «gegenseitigen Respekt», «geteilte Hoffnungen» und Irans historische «Fähigkeit, zu bauen und zu kreiern», beschwört. Die Antwort fiel unterkühlt aus. «Ein Wandel nur in Worten ist nicht genug», schallte Religionsführer Chamenei zurück. Es bleibt mit Spannung abzuwarten, mit welchem Trick Obama die iranische Führung beim nächsten Versuch dem Atomprogramm abschwören zu lassen gedenkt.

Mit artverwandten Charme-Ouvertüren hat Obama auch versucht, andere Regime freundlich zu stimmen. So bot er etwa Russland öffentlich die Aufgabe der Raketenabwehrpläne in Polen und Tschechien an, ohne jedoch von Moskau dafür nachweisliche Leistungen einzufordern. Was in westeuropäischen Ohren bisweilen als weitsichtige Deeskalationsstrategie missverstanden wird, verpufft bei den

Obama liegt in der Volksgunst tiefer als George W. Bush in der Startphase.

Adressaten wie warme Luft. Das einzig greifbare Resultat zeigt sich darin, dass Nordkorea, Russland, China, Iran, selbst Hamas und Chávez seit dem Amtsantritt Obamas alle einen Gang hochgeschaltet haben und noch selbstbewusster auftreten. Der Verdacht liegt nahe, dass sie die «Change»-Schalmeien aus den USA als Schwäche auslegen und die Gelegenheit wittern aufzutrumphen.

Weder im Ausland noch zu Hause hat sich Obama zu Beginn seiner Ära als Präsident von herausragender Statur profiliert. «Grosse Führer sind entweder Fuchs oder Igel», sagt Peggy Noonan, Redenschreiberin von Ronald Reagan, in Referenz auf den Vers des griechischen Dichters Aischylos: «Der Fuchs weiss viele Sachen, aber der Igel weiss ein grosses Ding.» Vielfronten-Kämpfer Obama, so Noonan, sei weder das eine noch das andere. ○

Mythos Nr. 14

CASH IST KÖNIG.

Falsch. Bei Inflation und Währungsturbulenzen kann «Cash» auch zu «Trash» werden. In solchen Momenten bieten Investitionen in Realwerte Schutz. Mit dem Wegelin Realo-Portfolio verwalten wir für Sie realwertorientierte Anlagen mit dem Ziel, auch einen eventuellen Wertverlust von Cash zu überstehen.

Zu diesem Thema und anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Retournieren Sie diese Karte oder kontaktieren Sie uns unter Telefon 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

Wolfgang Schüssel

Der Ex-Bundeskanzler Österreichs rät der Schweiz zu Gelassenheit. Das «alte Bankgeheimnis» sei vorbei. Abkoppelung bringe nichts. Vom G-20-Gipfel erwartet er mehr als «ritualisiertes Gähnen».



«Die Schweizer Regierung macht einen guten Eindruck»: der frühere EU-Ratspräsident Schüssel.

Die Schweiz steht unter Druck. Das Bankkündengeheimnis wurde gelockert. Früher hiess es, Österreich habe die Schweiz inoffiziell unterstützt, um das eigene Bankgeheimnis zu schützen. Heute hat man den Eindruck, die Österreicher stehen auf der Seite der Deutschen. Wie ist die Lage?

Auf die Gefahr hin, mich unbeliebt zu machen: Ich war es, der im Jahr 2000 die Anonymität der Sparkonten in Österreich aufgegeben hat. Früher durfte man, ohne sich ausweisen zu müssen, in Österreich ein Nummernkonto eröffnen. Es gab den absoluten Schutz, den ich in voller Absicht aufhob. Das war ein viel grösserer Schritt als die vom Bundesrat in Aussicht gestellte Massnahme. Es kann im Übrigen keine Rede davon sein, dass das Bankkundengeheimnis abgeschafft wird. Nur bei begründetem Verdacht in Einzelfällen muss

Auskunft erteilt werden. Der Schutz der Privatsphäre bleibt intakt.

Die Deutschen aber scheinen weiter gehen zu wollen. Finanzminister Steinbrück strebt den automatischen Informationsaustausch an.

Die Tonlage ist nicht akzeptabel. Was Parteichef Müntefering gemacht hat, als er seinen Vergleich mit den Soldaten brachte, ist eines Politikers im 21. Jahrhundert nicht würdig. Mich hat beeindruckt, wie es der Dichter Thomas Hürlimann in der FAZ beschrieb: «Herr Steinbrück, Sie haben Mundgeruch.» Grossartig.

Kommt der automatische Informationsaustausch?

Es muss immer einen begründeten Verdacht geben. Ich bin dafür, dass man einen realistischen Zugang zum Bankgeheimnis hat, die OECD-Standards erfüllt, aber die Privatsphäre schützt. Das alte Bankgeheimnis ist vorbei.

Will die EU den Steuerwettbewerb in Europa ausschalten?

Natürlich will das der eine oder andere. Aber es ist unrealistisch. Die Briten haben Steuer-oasen, die sie nicht abschaffen möchten.

Wie muss sich die Schweiz verhalten?

Selbstbewusst, gelassen-pragmatisch, wie sie es seit Jahrhunderten gemacht hat. Die Regierung macht einen guten Eindruck.

Nächste Woche beginnt der G-20-Gipfel in London. Wie sehr schmerzt es den früheren EU-Ratspräsidenten Schüssel, dass er nicht mehr dabei sein kann?

Ich war nie abhängig von der Droge Politik. Meine Ämter habe ich wie einen alten Anzug abgelegt. Ich habe mehr Zeit fürs Cellospielen und darf sagen, was ich wirklich denke.

Was kann das Gipfeltreffen der grossen Industrienächte bringen?

Als sich die Staatsoberhäupter anlässlich der Grossen Depression 1933 in London trafen, notierte der Ökonom John Maynard Keynes beim Anblick der Sitzungen «ritualisiertes Gähnen». Interessanter als die Debatten fand er den Auftritt einer bezaubernden Primaballerina, die zufälligerweise seine Frau war. Man sollte Veranstaltungen dieser Art nicht überschätzen, dennoch ist es wichtig, dass die Länder ihre Handlungen koordinieren und absprechen.

Derzeit beobachten wir eher Rückfälle in Schollenwirtschaft und Protektionismus.

Die Gefahr von Alleingängen ist gross. Am G-20-Treffen in Washington, noch unter Präsident Bush, wurde das Hohelied der Zusammenarbeit gesungen. Kurz darauf haben gemäss einer Weltbankstudie 17 der 20 Staaten protektionistische Massnahmen ergriffen.

Ganz knapp: Was muss aus Ihrer Sicht in London erreicht werden?

Ich sehe drei Ziele. Erstens: Der Internationale Währungsfonds muss massiv gestärkt und gestützt werden. Er braucht mehr Geld, und zwar sofort. Nur so können schwächere Länder stabilisiert werden. Die Budgetverdoppelung von 250 auf 500 Milliarden Dollar steht ausser Streit. Zweitens: Wir brauchen eine bessere, eine globale Finanzarchitektur. Im Prinzip sind alle dieser Meinung. Gefragt ist eine internationale Finanzautorität. Natürlich gibt es kritische Stimmen, doch für mich ist die Notwendigkeit erwiesen. In diesem Zusammenhang plädiere ich für eine Finanztransaktionsgebühr, die sehr tief sein kann, aber volle Transparenz herstellt über die Geldströme. Drittens: Wie bringen wir die Realwirtschaft zum Laufen? Es sind verschiedene Impulse lanciert worden, und alle überschlagen sich bereits mit hysterischen Negativbotschaften. Das kommt viel zu früh. Warten wir erst mal ab, und schauen wir, wie es wirkt.

Die Fragen stellte Roger Köppel.

Vor allem der Preis macht nervös.

Fr.
99.-
Kapsel-Kaffeemaschine
Cascade. Neu mit Strom-
abschaltautomatik.



Das original italienische Kapselsystem Martello:
Höchster Kaffeegenuss zum tiefsten Preis.



Die clevere Alternative.

Erhältlich in folgenden Verkaufsstellen:



Mit dem sonntags in Winterthur gratis verteilten «Stadtblatt» haben wir eine publizistische Nische gefunden:

Jetzt suchen wir einen Dritten im Bunde.

Das «Stadtblatt» ist Mitte letzten Jahres eingestellt worden. Es ist nicht am Konzept gescheitert, sondern allein an den versiegenden Franken. Die zur Verfügung stehenden Mittel zur Durchsetzung des Produkts im Werbemarkt haben nicht gereicht. Als Kleinverlag konnten wir im Alleingang zu wenig investieren. Und beim – zeitgleich zur Zeitungsproduktion geführten – hartnäckigen Kampf um eine Partnerschaft hat das Quentchen Glück gefehlt, das es beim Wirtschaften auch braucht. Unsere Idee einer textlastigen und reflektierenden Sonntagszeitung, die gratis in alle 50 000 Winterthurer Briefkästen verteilt worden ist, hat indes beim grossen Publikum ein positives Echo gefunden. Und der auf Gelassenheit wie Respekt basierende Journalismus sowie der konsequente Mainstreamverzicht bei unserer Zeitung hat uns unzählige Lesefreunde gebracht. Wir sind zutiefst überzeugt, dass unser kleines Werk nicht nur in der Eulachstadt, sondern auch in allen grösseren Städten der Schweiz ein erfolgversprechendes Modell für ähnliche Träger von unaufgeregter Publizistik sein kann.

Unsere Zeitung wurde 1897 von Jakob Wirz als dreimal wöchentlich erscheinender «Anzeiger von Töss» gegründet, mit dezidiert linkem Kurs. Nach sechs Jahren ging er als «Bezirksanzeiger von Töss» an die Winterthurer Sozialdemokratie über und wurde mit dem Titel «Winterthurer Arbeiterzeitung» offizielles Parteiblatt. Ab 1907 war die «Arbeiterzeitung» offizielles Publikationsorgan der Arbeiterunion Winterthur–Pfäffikon–Uster sowie der sozialdemokratischen Kreisverbände Bülach, Frauenfeld und Kreuzlingen. Auch nach dem 50-jährigen Bestehen dominierte noch immer ein klassenkämpferischer Ton, doch nebst den politischen Artikeln erhielt mit Sportberichten und Theaterkritiken auch «Unterhaltendes» seinen Platz. Bilder blieben bis in die Siebzigerjahre selten, und auch die journalistischen Formen waren wenig abwechslungsreich. So gab's als

Eigenleistung fast nur den Leitartikel und im Übrigen eine sachliche politische Berichterstattung. Ab 1970 hiess das Produkt «Winterthurer AZ». Gemeinsam mit neun anderen schweizerischen Titeln bildete die den AZ-Ring, mit einer Gesamtauflage von 68 000 Exemplaren. Schon drei Jahre später scheiterte dieses Projekt, und die «AZ» wurde bis 1988 im Alleingang produziert, die Mantelseiten vom bürgerlichen «Badener Tagblatt» bezogen. Dann wurden die nationalen und internationalen Seiten, den in den einzelnen Häusern produzierten Lokalseiten gleich,



gemeinsam mit den Partnerverlagen in Bern, Sankt Gallen, Schaffhausen und Zürich auf ein rotgrünes Publikum zugeschnitten. Die Trägerschaft wechselte vorweg 1985 von der Sozialdemokratischen Pressunion Winterthur zu einer unabhängigen Aktiengesellschaft, welche definitiv einen parteiunabhängigen publizistischen Kurs ermöglichte. 1997 wurde dieser Kurswechsel mit dem neuen Namen «Stadtblatt» dokumentiert. Darin gab's fortan keinen Verlautbarungsjournalismus mehr. Eigenwillige Rubrizierung, quere Themensetzung, recherchierter Hintergrund, abwechslungsreiche Schreibstile, viele Meinungen aus dem gesamten demokratischen Spektrum und ein lesefreundliches Layout machten seither das Fundament der Qualitätszeitung aus, die den publizistischen Wettbewerb in der sechstgrössten Stadt der Schweiz erst ermöglichte.

Über Jahrzehnte hinweg war unser Printmedium als Tageszeitung erschienen, mal an fünf Werktagen, mal an sechs. Es folgte unter monetärem Druck – nur über kurze Dauer – der Versuch mit der dreimal wöchentlich erscheinenden Publikation im handlichen Tabloidformat. Die Form bewährte sich, der Erscheinungsrhythmus scheiterte. Seit dem Frühjahr 1998 erschien dann das «Stadtblatt» als Wochenzeitung. Auch preispolitisch versuchten wir fast alles: Gegen Ende der Neunzigerjahre reduzierten wir den Abopreis radikal von 190 auf 50 Franken. Das brachte jedoch nur kurzfristig mehr Lesende, sodass der Kaufwert in zwei Schritten auf 150 Franken erhöht wurde. Die Idee der gratis verteilten Pendlerzeitungen mischte dann den Markt völlig neu auf: Die Zahl unserer bezahlten Abos brach ein. Das führte uns zum Konzept der ebenfalls gratis verteilten Sonntagszeitung. Damit und mit dem freiwilligen Partnerschaftsabo, das in 28 Geschäften relevant günstigere Preise brachte, fanden wir unsere publizistische Nische.

Jede Geschichte hat einen Anfang und ein Ende. Diejenige unserer Zeitung würden wir leidenschaftlich gerne fortschreiben. Schreiben Sie mit? Werden Sie unser Kompagnon, unsere Teilhaberin: Beteiligen Sie sich an unserem Verlag und vollenden Sie mit uns den nachhaltigen publizistischen wie wirtschaftlichen Erfolg! Oder geben Sie dem Neustart des «Stadtblatts» eine Chance, indem Sie darin erfolgreich Ihre Inserate schalten, Ihre Prospekte beilegen, Ihre Sponsoring-Ideen umsetzen! Beziehungsweise: Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrungen im Consulting, in der IT- und Businessanalyse sowie beim Schreiben von Kolumnen, Kommentaren, Porträts oder was auch immer! Wir stehen Ihnen gerne mit Rat und Tat zur Seite. Ein Zeichen von Ihnen würde uns freuen:
Guido Blumer & Roger Rutz, Stadtblatt AG,
Büelholz 4a, 8400 Winterthur, Mail: ratundtat@stadtblatt.ch, Fon: 052 212 61 21, Fax: 052 212 75 07.

Holzpropeller gegen die Krise

Von Silvio Borner — Die Zunft der Ökonomen kann mehr als nur die Zukunft in Zeiten der Krise schwarzmalen. Dies zeigt dieses geistig inspirierende Konjunkturprogramm für den Aufschwung.



Wegweisende Ideen.

Krise herrscht. Von Freude weit und breit keine Spur. Doch wo viel Schatten ist, muss auch irgendwo ein Lichtlein brennen. Die Krise als Chance zu sehen, ist nicht bloss billiger Trost für alle Krisengeschüttelten und Leidgeplagten. Diese Haltung birgt auch Hoffnung auf neue Staatsaufträge, neue Subventionen oder neue Regulierungen, die mit der Krisenbekämpfung verbunden sind. Mittlerweile ist ja allen klar: Die Wirtschaft muss angekurbelt werden, und zwar durch staatliche Konjunkturprogramme. An ein daraus folgendes Einkommens- und Beschäftigungswunder muss man nur glauben. Ein paar Milliarden dürfen uns da nicht zu schade sein. Alle sind sich einig. Wären da nicht wieder einmal die Spielverderber: die Ökonomen, die mit ihren Nörgeleien Zweifel säen.

Staatliche Konjunkturprogramme – so beten diese freudlosen Spassverderber immer wieder herunter – nützen kurzfristig wenig und hinterlassen langfristig schwere Lasten für das Wirtschaftswachstum. Etwa folgende:

1 — Staatliche Konjunkturspritzen kommen meistens zu spät und wirken pro- statt antizyklisch. Was zurückbleibt, sind Schulden.
2 — In einer offenen Volkswirtschaft verpuffen die staatlichen Konjunkturimpulse weitgehend im Ausland, da sie zusätzliche Importe auslösen, aber nicht den Export stützen.

3 — Die Programme wirken strukturerhaltend und somit wachstumshemmend, indem sie fällige Umschichtungen der Ressourcen Arbeit und Kapital in Richtung nachhaltig produktivere Aktivitäten verlangsamen oder gar unterbinden. Die staatliche Förderung kommt der ohnehin wenig wettbewerbsfähigen Binnenwirtschaft zugute.

Innovatives Denken ist gefragt

Statt mit dieser alten Leier die Leser weiter zu langweilen, hat der Kolumnist zähneknirschend ein Programm ausgedacht, das diese Klippen elegant umschiffet und sogar von links bis rechts, von Grün-Rot bis Gelb-Schwarz Anklang finden sollte. Wer sich solches vornimmt, darf nicht kleinmütig an die Sache herangehen, sondern hat wie Kollege Jean Ziegler beim Welthunger oder Kollege Bastien Girod bei der Rettung des Klimas «out of the box» zu denken. Meine Vorschläge:

1 — Alle Dächer in der Schweiz sind zur Hälfte zu begrünen, zur anderen mit Solarzellen zu bedecken. Beides soll isolieren und innovieren. Die Landwirtschaft findet eine neue Multifunktion und somit eine neue produktive Subvention. Die Solarbranche schafft dank diesem Krisen(an)schub den Durchbruch zur grössten Innovation seit der Erfindung der Dampfmaschine.

2 — Für die arbeitsintensive Montage der Zellen und der Bepflanzungen rekrutieren wir Fürsorgeempfänger, von der ALV bezahlte junge Praktikanten und gewöhnliche Arbeitslose, um so Zehntausende in den Arbeitsprozess einzugliedern. Die Krise schafft uns so ein lästiges soziales Problem vom Hals.

3 — Aufträge bekommen nur Firmen, die freiwillig ihre angebotenen Lehrstellen verdoppeln, ihre Abgänger als Praktikanten weiterbeschäftigen, den Frauenanteil signifikant erhöhen und die Minimallöhne auf 4000 Franken pro Monat anheben. Damit schaffen wir Tausende von neuen Lehrstellen und beseitigen die Diskriminierung der Frau sowie das Elend unserer Working Poor.

4 — Die Löhne der Lehrlinge müssen als flankierende Massnahme auf mindestens netto 1000 Franken pro Monat im ersten Jahr und 3000 im letzten Lehrjahr angehoben werden. Dies, um zu vermeiden, dass die profitgierigen Unternehmen Lehrlinge nur deswegen einstellen, weil sie rentieren. Ein weiterer Vorteil ist, dass Lehrlinge so wenig verdienen, dass sie gar nicht auf die Idee kommen, dieses Einkommen im Ausland auszugeben, beispielsweise auf Kreuzfahrten oder Transatlantikflügen. Die kommende Saison der Rock- und Open-Air-Konzerte ist ein guter Ausgaben-Multiplikator für die Jungen.

5 — Zur Klimarettung ist eine Verschrotungspflicht für Offroad-Fahrzeuge einzuführen, wobei die Eigentümer dafür als Prämie zeitlich begrenzte Generalabonnements der SBB erhalten. Dies verbessert die Auslastung der Bahn und kostet fast nichts, weil neue Kundensegmente erschlossen werden.

6 — Zur Förderung der Windenergie sind Windmühlen aus heimischem Holz zu fertigen. Bei einer Subventionierung von heute bereits 500 Prozent pro kW/h dürfen die Zusatzkosten der nachhaltigen Holzpropeller finanziell nicht ins Gewicht fallen. Zudem sind für die nächsten Jahre die öffentlichen Schulen verpflichtet, ihre Schulreisen auf dem Mont Soleil oder in Windparks zu absolvieren. Dafür erhalten sie zusätzliche Subventionen und Gutscheine für heimischen Apfelsaft.

Diese sechs wegweisenden Ideen sollten fürs Erste ausreichen, um die weitverbreitete Fehleinschätzung unserer Ökonomenzunft zu korrigieren: Wir haben mehr zu bieten, als nur zu meckern. Der Ball liegt jetzt bei unseren Politikern. Allerdings betreten sie auf diesem Spielfeld Neuland. Der immer wieder dokumentierte Wille unserer Parlamentarier, neue Ideen aufzunehmen, ausgetrampelte Pfade zu verlassen und ohne Rücksicht auf Verluste von Wählerstimmen für die Zukunft einzustehen, darf uns optimistisch stimmen. Für einmal. Denn der Aufschwung beginnt ja im Kopf.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Der deutsche Meister

Von Christoph Mörgeli

Stell dir vor, es ist Boulevardkrieg, und keiner schreibt zurück. Am 26. März erhielt die Schweiz «Post von Wagner». Franz Josef Wagner ist so etwas wie ein Revolvermaulheld der deutschen Presse. Täglich zu lesen in der grössten Boulevardzeitung, *Bild*.

«Liebe Schweiz», schreibt Wagner. «Über die Rhetorik unseres Finanzministers (Kavallerie, Peitsche) lässt sich streiten. Über das schmutzige Geld auf den Nummernkonten Eurer Banken nicht.» Saddam Hussein habe bei uns sein Geld parkiert und die Mafia und die Steuerflüchtlinge und die DDR, der KGB, die CIA. «Für die Schweiz stinkt Geld nicht. In den Tresoren der Schweiz wurde das Geld der Holocaust-Ermordeten gefunden.»

Gefunden? Glaubt Wagner, dieses Geld sei wie durch Zauberhand bei den hiesigen Banken gelandet? Gefunden? Wie frische Pilze an einem feuchtwarmen Herbstmorgen? So ist es nicht. Hat sich der Postbote Wagner in einer stillen Sekunde mal gefragt, warum Juden ihr Vermögen in die Schweiz transferierten? Weil die Nazi-Schergen an ihr Hab und Gut gingen. Weil Hitler-Deutschland den jüdischen Besitz per Gesetz «arisierte». Etwas weniger beschönigend gesagt: Man nahm den Juden ihre Geschäfte, ihre Häuser, ihre Wohnungen, das Porzellan, den Familienschmuck, die Bildersammlung. Eine gigantische Umverteilung von Jüdisch zu Deutsch, von Rosenblatt zu Wagner. Vor den vielen kleinen und grossen, arischen und gierigen Wagners brachten die Juden ihr Geld in Sicherheit. Und dank des Schweizer Bankkundengeheimnisses blieb das Geld auch in Sicherheit.

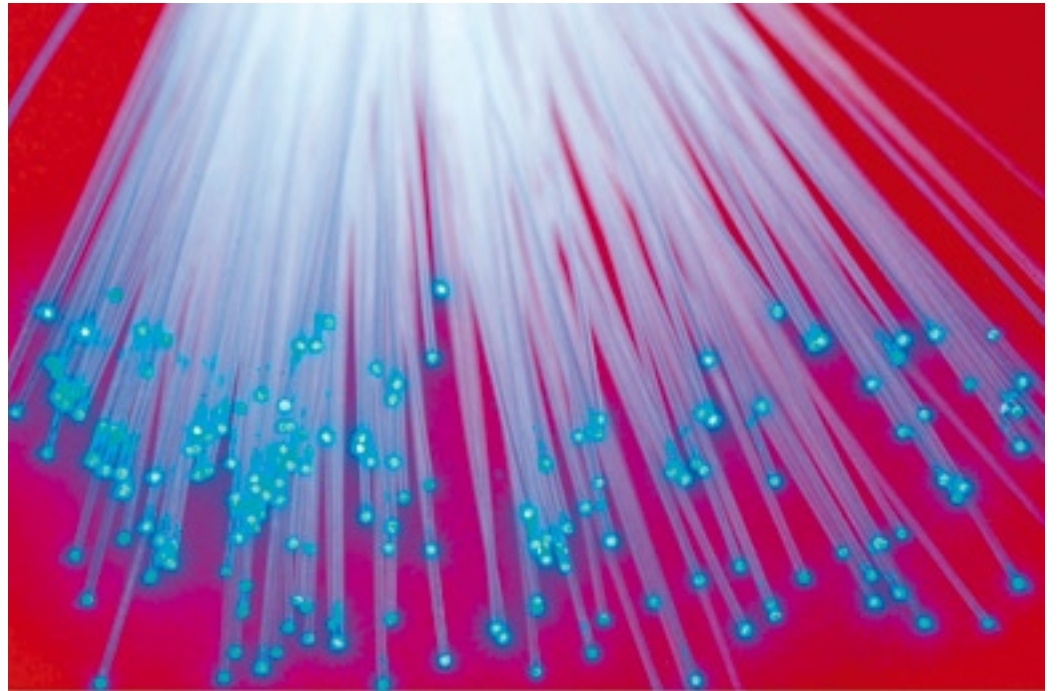
Die *Bild*-Zeitung richtet ihr Geschütz auf die Schweiz – und unser *Blick* schweigt. Er kenne die Politik des Hauses in dieser Frage nicht, sagte mir ein Ringier-Journalist entschuldigend. Vielleicht übernimmt der Springer-Verlag und somit die *Bild*-Zeitung demnächst den *Blick*. Vielleicht muss die Chefredaktion erst bei Altbundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) nachfragen, der seit seiner Abwahl als Berater auf der Ringier-Gehaltsliste steht. Schliesslich geht es im Steuerkrieg auch um seinen Partei-spezzi Peer Steinbrück.

«Die Schweiz ist eine Geldhure», schreibt Franz Josef Wagner in seinem Brief. «Der Tod ist ein Meister aus Deutschland», schrieb der jüdische Dichter Paul Celan 1945. Der Tod hatte eben sechs Millionen Juden gezeigt, wer der deutsche Meister ist.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Prozyklische Denkpause

Von Peter Bodenmann — Der Strukturwandel kommt nicht voran. Als ob die Schweiz weiterhin unnötig Geld vernichten könnte.



Unnötige Geldvernichtung: Glasfaser-Technologie.

Die Schweiz ist Exportweltmeister. Genau wie Japan und Deutschland. Lange Zeit vertraten die Politiker der versammelten Exportweltmeister den Standpunkt, ihre Länder seien gut aufgestellt, die Finanzkrise werde nicht auf ihre Realwirtschaften durchschlagen und gute Produkte würden sich immer verkaufen.

Frühzeitig und vergebens hatten Ökonomen wie Heiner Flassbeck die Exportweltmeister gewarnt, dass es sie stärker als die USA treffen werde. Inzwischen ist dies für Japan und Deutschland eingetroffen. Und die Schweiz wird ihnen – weil unsere Statistiker politisch gewollt langsamer arbeiten – folgen.

Die Krise müsste die Politik nutzen, um antizyklisch den Strukturwandel voranzubringen. Zwei Projekte stehen in fast allen Ländern ganz vorne auf der Liste der geplanten Investitionen: erstens der ökologische Umbau und zweitens der flächendeckende Aufbau von Glasfasernetzen.

In der Schweiz ticken die Uhren anders. Christian Levrat fordert 250 000 bis 300 000 Solardächer. Nur leider von Doris Leuthard und nicht von der selbstproklamierten nachhaltig handelnden Rothaut Moritz Leuenberger, die dafür zuständig wäre. Nichts nachhaltig und nichts Rothaut.

In Deutschland pusht Angela Merkel den Ausbau der Glasfasernetze. Die EU definiert diese Woche klare Spielregeln, welche In-

vestitionen in die Netze und deren Öffnung dank staatlicher Regulierung forcieren. In der Schweiz spottet die Situation jeder Beschreibung. Die Swisscom drückt der Schweiz zurzeit erfolgreich eine zu teure Infrastruktur aufs Auge. Unternehmen und Haushalte sollen mit je vier Glasfasern versorgt werden. Eines für die Swisscom, eines in der Regel für das installierende Elektrizitätswerk, und zwei verbleiben für die bereits ausgeblutete Konkurrenz. Diese vierfache Infrastruktur erhöht die Kosten pro Anschluss im Zeitpunkt der Erstellung und erst recht während des Betriebes. Als ob die Schweiz im Wettbewerb der Standorte weiterhin unnötig Geld vernichten könnte.

Bei der Strommarktöffnung liessen sich die Randregionen der Schweiz über den Tisch ziehen. Allen voran die desorganisierte Alpen-Opec. Bei der Versorgung mit Glasfasern fallen die Randregionen zwischen Stuhl und Bank. Die Sonntagszeitungen titelten: «Glasfasernetz in den Städten, Kupferdraht auf dem Land», «Internet auf dem Land teurer als in der Stadt».

Der Bundesrat hat den zuständigen Bundesrat gebeten, ihm irgendwann im Jahre 2010 einen Bericht zu unterbreiten. Und der Chef der Swisscom meint süffisant: «Die Politik muss sich Gedanken machen, was sie in der Telekommunikation anstrebt.»

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Alles Gute

Von Kurt W. Zimmermann — Die neue Mediengeschichte ist geprägt vom Untergang der Dynastien. Wie lange hält Ringier noch durch?

Diese Woche feierte Michael Ringier rund. Er wurde sechzig. Gratuliert haben ihm auch seine zwei Töchter, beide im Teenager-Alter, beide Adoptivkinder aus den USA.

Die beiden Töchter werden im Unternehmen allerdings kaum je eine tragende Rolle spielen. Es ist darum nicht verwunderlich, dass es zum Sechzigsten des Sippenchefs wieder einmal Nachfolgerüchte setzte. Der deutsche Axel-Springer-Verlag soll sich, wie im Jahre 2002 schon einmal, erneut für das grösste Schweizer Medienhaus interessieren.

Was, fragen wir uns nun, hat dies mit Monsieur Lamunière und Lady Bancroft zu tun?

Die neuere Geschichte der Medien ist die Geschichte von untergehenden Dynastien. Wie kaum eine andere Branche ist die Medienindustrie durch den Auf- und Abstieg von Familien geprägt. Es waren stets Familien, die die grossen Medienunternehmen aufgebaut haben. Dann, durch Unfähigkeit oder ungelöste Nachfolgefragen, fielen die Medienclans wieder in sich zusammen.

Pierre Lamunière war 62, als er vor einem Monat seine Westschweizer Edipresse an die Zürcher Tamedia verkaufte. Lamunière hat vier eigene Kinder, einen Bruder und eine Schwester, die zusammen wiederum acht Kinder haben. Keiner der zwölf Nachkommen bekam die Chance, das Unternehmen in der engen Verwandtschaft zu halten. Sie werden stattdessen Tamedia-Aktien erben.

Edipresse wurde von Tamedia gekauft. Tamedia ist kein klassisches Familienunternehmen, hinter dem ein einziger Name steht, sondern inzwischen ein Dickicht aus Stämmen und Zweigen der drei ursprünglichen Besitzerlinien. Zwanzig Prozent der Firma sind zudem extern gehalten, weil einige Familienmitglieder Taschengeld wollten und darum im Jahr 2000 ein Fünftel der Firma an die Börse brachten.

Mit den Lamunières ist in den letzten paar Jahren eine ganze Reihe von grossen Stammbäumen aus der Medienwelt verschwunden. Die Namen Vogt und Schild aus Solothurn haben eben definitiv abgedankt, die von Grafenrieds in Bern gibt es nicht mehr, die Lüdins in Liestal haben aufgegeben, auch die Meyers in Rapperswil und die Hubers in Frauenfeld sind als Verleger ausgestorben.

Alle grossen «Mediendeals» der letzten Jahre, bei denen die Käufer von langfristigen Strategien und Synergien schwärmten, hatten de facto nichts mit unternehmerischer Weitsicht zu tun. Es waren reine, innerfamiliäre Zufälle. Der Zufall bestand darin, dass die Sippe kei-



Nachfolgerüchte: Verleger Ringier, 60.

nen Nachkommen mehr fand, der das Geschäft weiterführen konnte.

Nur so kam Rupert Murdoch vor zwei Jahren zum *Wall Street Journal*. Die «Bancroft family», Besitzerin des Blatts seit 1902, hatte sich über die Generationen immer mehr den Freuden von Segeln, Bootrennen und Pferdezucht zugewendet. Eines Tages fand sich intern schlicht niemand mehr, der einen Verlag führen konnte. Als Charles von Graffenried sein Unternehmen auf den Markt brachte, mangelte es ihm ebenfalls nicht an eigenen Nachkommen. Es mangelte den Nachkommen aus anderen Berufen nur an Enthusiasmus für die Espace Media.

Noch gibt es klassische Medienfamilien, die Ringiers aus Zofingen, die Hagemanns aus Basel, die Wanners aus Baden, die Gassmanns aus Biel. Alle ihre Unternehmen sind eher in persönlich-patronalem als in nüchtern-industriellem Stil geführt. Sie sind die charmanten Fossilien der Schweizer Pressegeschichte.

Reine Familienunternehmen sind charmant, werden aber gejagt. Denn die Jäger wissen, dass sie anfällig sind. Sie sind anfällig, weil sie keine automatisch erneuerbaren Strukturen haben. Nach jeder Generation stellt sich existenziell die Nachfolgefrage.

Wir wünschen Michael Ringier darum auch alles Gute zum Sechzigsten. Wir wünschen ein langes Leben.

Interview mit Pierre Lamunière auf Seite 48

«Straffällige Mitmenschen»

Von Peter Keller

Damit keine blöden Witzeleien aufkommen: Am Anfang von «Witzwil» stand ein gewisser Notar, Friedrich Emanuel Witz aus Erlach. Er präsierte die «Einfache Gesellschaft Grosses Moos». Als diese Konkurs ging, übernahm der Kanton Bern 1891 das 825-Hektar-Gelände und baute darauf ein Gefängnis. Mit 90 Insassen und 13 Angestellten. Heute bieten die «Anstalten Witzwil» Platz für 189 Gefangene. Ihnen stehen 137 Mitarbeiter zur Verfügung. Wer hier nun wen beschäftigt, die Insassen die Angestellten oder umgekehrt, lassen wir den Berner Steuerzahler entscheiden.

Wo die Grossmütter noch von «Käfig» und die Grossväter von «Zuchthaus» sprachen, mummeln die Witzwiler von «Insassenplätzen für Männer im Normalvollzug». Auch sonst hat die wattierte Sprache den Schweizer Justizapparat endgültig erreicht. Vergewaltiger, Drogendealer, Schläger, Asylbetrüger? Viel zu grobe Etiketten. Verbrecher, Delinquent, Krimineller, Häftling? Aber nein. *C'est le ton qui fait la musique*. Über ein besonders feines Musikgehör verfügen die Anstalten Witzwil. Hier heisst der Insasse ganz offiziell und besonders einfühlsam «straffällig gewordener Mitmensch».

Dem «straffällig gewordenen Mitmenschen» sind auch die «Leitgedanken» des Witzwiler «Vollzugskonzepts» gewidmet. Die Aufgabe bestehe nämlich darin, «mit einem individuellen, differenzierten, betreuungs- und behandlungsorientierten Vollzug» dem «straffällig gewordenen Mitmenschen» zu einem eigenverantwortlichen Leben in der Gemeinschaft zu verhelfen. Konkret wird bei diesem Ansatz der Knast zur betreuten Wellness-Anstalt: Fitness, Schwimmbad, Fussball, Tennisplatz—all-inclusive. Unter der Rubrik «Events» finden sich Trekkinganlässe, «Mai-Märit», Samichlaus, und im Advent wird zum «Kerzenziehen» geladen.

Seit 2007 heisst der neue Direktor Hans-Rudolf Schwarz. Als «Praktiker» halte er die Stossrichtung seiner Resozialisierungsprogramme für richtig. Der ausgebildete Lehrer spricht aber lieber von «ganzheitlichem Vollzugsverständnis». Auch sonst glänzt der Gefängnispädagoge mit didaktischen Einsichten. In der Diskussionssendung «Arena» verglich er die Haftanstalt mit einem «Biotop». Da könnte man als nicht straffällig gewordener Mitmensch glatt neidisch werden.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Seit 140 Jahren verschönern Menschen besondere Ereignisse mit Köstlichkeiten von Bell:

Bell Momente

5 Geburtstagspartys
für je 20 Pers. zu gewinnen! Mitmachen unter: www.bell.ch



*Die Erstkommunionfeier von
Werner zu Hause, 27. 3. 1975*



Auch zu unserem 140. Geburtstag gilt: Nur das Gute bleibt in bester Erinnerung. Werner wusste, wie man ihm an seiner Kommunion eine Riesenfreude machen konnte: mit dem Rollschinkli, serviert mit feinen Dörrbohnen. Wie Bell Köstlichkeiten noch heute aus Ihrem Anlass ein bleibendes Erlebnis machen, das sollten Sie jetzt gleich selber ausprobieren. Schildern Sie uns doch Ihre ganz persönlichen Bell Momente jetzt unter www.bell.ch

Rollschinkli geschnitten
200 g



Leserbriefe

«Von niedriger Überwachung kann bei den meisten Patchwork-Familien nicht die Rede sein.» *Matthias Pfau*

Verzerrung der Kriminalstatistik

Nr. 13 – «Aschenputtel der Gegenwart»; Philipp Gut über Jugendkriminalität

Bei Studien, die sich auf Täter- oder Opferbefragungen stützen, wird primär das Antwortverhalten der Befragten erhoben. Auch beim Abstellen auf die Kriminalstatistik wird lediglich das Registrierungsverhalten der Behörden gemessen. Die «richtige» Kriminalität, bzw. was wir darunter verstehen, kann unbestritten nicht eruiert werden. Deshalb denke ich, dass man das Ergebnis der eher kriminell werdenden Kinder aus Patchwork-Familien auch anders interpretieren kann. Traditionelle Familien üben wohl eine hohe Kontrolle aus, die sich jedoch bei der Problemlösung ins Gegenteil kehrt. Die Kinder werden eher geschützt, um das Familienbild gegen aussen nicht zu gefährden, somit finden hier weniger Anzeigen und Strafverfolgungen statt. Das Problem wird «intern» gelöst. Bei Patchwork-Familien gibt es meist mehrere unabhängige Kontrollinstanzen wie Vater/Mutter, Partner/-in, Stiefbruder/-schwester usw. Von niedriger Überwachung kann wohl bei den meisten dieser Familien nicht die Rede sein – auch wenn die nicht auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfbar Detailbefragungen anders ausfielen. Dank dieser wirksamen höheren sozialen Kontrolle werden Verfehlungen schneller und schonungsloser aufgedeckt, so dass es bei solchen Verhältnissen – weil man eher zu den begangenen Taten steht – wohl zu mehr Anzeigen und Strafverfolgungen kommt. Diese erhöhte Sensibilität ist nichts Schlechtes. Dass dabei durch mehr Anzeigen die Kriminalstatistik verzerrt wird, lässt sich natürlich politisch so oder auch anders deuten. *Matthias Pfau, Winterthur*

Chávez wird keinen Heldentod sterben

Nr. 13 – «König im Märchenreich»; Ruedi Leuthold über den Präsidenten Venezuelas

Hugo Chávez ist schlau (aber auch durchschaubar), und die Anpassung, die Amtszeitbeschränkung von zwei Perioden ebenfalls auf Kantons- und Gemeindeebene aufzuheben, hat ihm zum Sieg vom 15. Februar verholfen. Die Rhetorik gegen das Imperium wird weitergehen. Chávez könnte sich zu einem echten Problemfall entwickeln, falls er die vom Iran gegen die Uranlieferungen angeblich versprochene A-Bombe bekommt. Einen Heldentod wird er kaum sterben – die Soldaten, die ihn am Ende seines erfolglosen Putsches in einer Museumsecke aufgegriffen haben, hat er weinend angefleht, man möge ihn und seine Familie nicht antasten. Übrigens, niemand

schreibt über die x-hunderttausend Venezolaner, die unter Chávez' Regime das Land verlassen haben/mussten. *Ulina Rodriguez, Zürich*

Kindergartenparlament

Nr. 13 – «Willkür als Maxime»; Claudio Zanetti über Immunität im Parlament

Da wird also die Immunität eines Parlamentariers mit Mehrheitsbeschluss aufgehoben, weil er offenbar der «falschen» Partei angehört. In der gleichen Angelegenheit gesteht die gleiche Mehrheit kurze Zeit später zwei anderen, in die gleiche Sache involvierten Parlamentsangehörigen den Immunitätsschutz zu, weil sie offensichtlich Angst hat, eine richterliche Untersuchung von dubiosen Vorgängen rund um die GPK vor zwei Jahren könnte unschöne Machenschaften an den Tag bringen. Dieser ausschliesslich politisch motivierte Beschluss macht klar, dass dieses Kindergartenparlament nun endgültig in der Bananenrepublik angekommen ist. *Willy Fasler, Thun*

Fehlendes Kapitel

Nr. 13 – «TV-Monokultur Schweiz»; Peter Keller über die Dominanz der SRG

Im Beitrag über das Schweizer Privatfernsehen fehlt ein wichtiges Kapitel. Nach dem Scheitern des RTL-Programmfensters 1994 gründete Ringier mit Sat1 die Sat1 (Schweiz) AG (je 50 Prozent) und strahlte in der Folge ein echtes – das erste – Programmfenster mit schweizerischen Eigenproduktionen aus. Das beinhaltete Fussball, Nationalliga A (sehr erfolgreich), ein Gesundheitsmagazin (einmal täglich), eine tägliche Sportsendung («Täglich ran»), Sendungen wie «Joya rennt», «Celebrations» und als absoluten Höhepunkt 2002 exklusiv in der Schweiz die Fussball-WM aus Japan/Südkorea mit sämtlichen 64 Spielen und eigenem Live-WM-Studio. Sat1 kaufte der SRG die Rechte vor der Nase weg. Als Ringier 1995 mit anderen Schweizer Verlegern (NZZ, Jean Frey AG) Presse-TV gründete und mit der SRG einen Zusammenarbeitsvertrag für Programmfenster auf dem zweiten Kanal abschloss, tolerierte die SRG ausdrücklich die Zusammenarbeit – auch mit Sat1 Schweiz. In jener Zeit erwog Publisuisse sogar, den Werbezeitenverkauf für Sat1 Schweiz mit zu übernehmen. Ringier hat unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des Schweizer Marktes schon früh verschiedene Möglichkeiten des privaten Fernsehmarktes ausgereizt. Dazu gehörte beispielsweise auch 1992 bei der Gründung von Tele-Züri eine 50-prozentige Beteiligung. So fehlen in diesem Bericht einige

wichtige Akzente. Beispielsweise die Pioniertat des European Business Channel EBC, der ebenfalls versuchte, das Monopol der SRG zu brechen. *Fibo Deutsch, Ringier AG, Zürich*

Mehr alte eidgenössische Tugenden

Nr. 13 – «500 Jahre Missverständnis»; Markus Somm über den deutschen Finanzminister

Ich fühlte mich beleidigt durch die Arroganz Steinbrücks, der uns so knallhart mit der Peitsche droht. Einerseits verärgert über unseren schwachen Bundesrat, der sich von US- und EU-Peitschen einschüchtern lässt, und andererseits verärgert über diesen selbstgerechten preussischen Militärton, der da in die Schweiz schallt. «Wie springen die mit uns um?», habe ich mir da gedacht. Ein bisschen mehr von alten eidgenössischen Tugenden täte uns Schweizern heute ganz gut: Mut, Selbstsicherheit und der Wille, sich als kleines Land gegen die übermächtige EU und die USA zu behaupten. *Christian Schmid, St. Gallen*

Nehmen wir an, Peer Steinbrück und Franz Müntefering hätten nicht die Schweizer, sondern die Polen mit Indianern verglichen, ihnen mit Peitsche und Kavallerie gedroht bzw. es bedauert, dass man heutzutage keine Soldaten mehr in ihr Land schicken könne. Die internationale Empörung wäre grenzenlos, die Herren wären von der politischen Bühne verschwunden. Nun erkläre mir bitte jemand, worin der Unterschied zwischen dem fiktiven Beispiel Polen und dem eingetretenen Fall Schweiz besteht – vielleicht ist der deutsche Botschafter ja so freundlich. *Dr. Peter Wehrli, Bern*

«Hau den Lukas!»-Systematik

Nr. 13 – «Die «Tiger» tarnen sich jetzt als «Tigerli»»; Daniel Ammann über die Bundespolizei

Die schweizerischen Justiz- und Sicherheitsbehörden scheinen es der *Weltwoche* besonders angetan zu haben. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass regelmässig nach «Hau den Lukas!»-Systematik Artikel über Blöchlinger, «Tigerli», Roschacher und Beyeler und deren Behörden erscheinen. Wie es der Zufall will, sind es meistens Vertreter, die den Mitteparteien CVP und FDP nahestehen. Steht dahinter die Absicht, den Sicherheitsapparat so umzupflügen, dass die Position von Ueli Maurer gestärkt wird und die Sicherheitspolitik im Sinne der SVP gestaltet wird? *Marc Schönholzer, Port*

Korrigendum

Der Financier Tito Tettamanti war nie alleiniger Besitzer der *Weltwoche*. Zusammen mit einem grösseren Aktionärskreis hatte er 2002 die Zeitung übernommen und war bis 2006 grösster Einzelaktionär.

Landkarte der Lust

Jahrzehntelang ging die Forschung davon aus, dass die Erregung bei den Frauen gleich funktioniert wie bei den Männern: ziemlich simpel. Jetzt finden Sexualwissenschaftlerinnen heraus: Dem ist nicht so. Frauen sind, auch was ihre Lust betrifft, flexibler als Männer. *Von Beatrice Schlag*

Was auf Deutsch «Faustregeln» sind, heisst auf Englisch «Daumenregeln». Das muss vorausgeschickt werden, denn die «Daumenregel», von der hier die Rede ist, macht für den weiblichen Orgasmus einen beträchtlichen Unterschied. Sie besagt, dass es für heterosexuelle Frauen schwierig bis körperlich unmöglich ist, beim Geschlechtsverkehr ohne zusätzliche Stimulierung der Klitoris zum Orgasmus zu kommen, wenn diese von der Vagina weiter entfernt ist als eine Daumenbreite, also rund zweieinhalb Zentimeter. Bei etwa drei Viertel der Frauen ist der Abstand einiges grösser. Er kann bis zu zwölf Zentimeter betragen.

Kim Wallen, Professor für Verhaltensneuroendokrinologie an der Emory University, Atlanta, war nicht der Erste, der einen Zusammenhang zwischen der körperlichen Distanz von Vagina und Klitoris und der weiblichen Orgasmusfähigkeit bei der Penetration vermutete. Das hatte 1924 in einer medizinischen Fachzeitschrift bereits Prinzessin Marie Bonaparte, Urenkelin von Napoleons Bruder, behauptet, die auf der Suche nach Erklärungen für den ihr versagten Orgasmus begonnen hatte, den Unterleib von Frauen zu vermessen. Sie unterschied zwischen glücklichen *paraclitoridiennes* und weniger gesegneten *téléclitoridiennes*, Frauen mit entfernter Klitoris, und schreckte auch nicht davor zurück, ihre eigene Klitoris versetzen zu lassen. Glücklicher wurde ihr Liebesleben dadurch nicht, die Mikrochirurgie steckte noch in den Anfängen. Ihr Bericht ging vergessen. Erst dank Kim Wallens Studien ist seine Richtigkeit heute zu belegen.

Die meisten Frauen, bei denen die Distanz zwischen Klitoris und Vagina eher der Faust als der Daumenregel entspricht, empfinden sich alles andere als lustarm. Aber wenn sich ein Mann dazulegt, dem im Bett nichts als Penetration einfällt, bleibt der Höhepunkt ein ferner Wunsch, weil die Klitoris vom Ort des erregenden Geschehens zu weit weg ist.

Ein Handspiegel auf dem Boden, ein ungestörter Moment, und die Frau weiss, was Sache ist. Und warum es allenfalls bisher mit dem Höhepunkt beim Sex mit Männern nicht klappte. Für viele Frauen ist die Erkenntnis so befreiend wie für Männer die Erfahrung, dass Viagra eine harmlose, aber sehr verunsichernde Durchblutungsstörung beheben kann, die ihnen die Erektion verunmöglichte. Dem vergleichbar, ist es meist nicht die verklemmte Frauenseele, die der weiblichen Lust am Sex zu

zweit Grenzen setzt, sondern ganz simpel die weibliche Anatomie.

So weit, so klar, wenn man es einmal weiss. Zum Verzweifeln kompliziert wird die Frage nach der weiblichen Lust, wenn man nicht dort ansetzt, wo sich Frau und Mann bereits einig sind, miteinander ins Bett zu steigen, sondern dort, wo sich die Frau solo in der Welt umsieht. Worauf reagiert sie? Was erregt sie? Was lässt sie kalt?

Fast alle lügen

Die Forschung hat die Frage bis vor wenigen Jahren ignoriert. Denn mit Fragen allein war nicht weiterzukommen. Beim Thema «Sex» lügen fast alle, beim Thema «sexuelle Fantasien» restlos alle. Forscher müssen also ihre Testpersonen an den Geschlechtsorganen verkabeln, um Durchblutung und Sekretion zu messen, müssen ihren Puls beim Verkehr verfolgen. Und sie müssen ihnen beim Sex zusehen. Alfred Kinsey, der berühmteste aller Sexualwissenschaftler, machte seine ersten Aufnahmen kopulierender Paare in den vierziger Jahren heimlich im Estrich seines Instituts, um nicht diffamiert zu werden.

«Wir Wissenschaftler sind nach wie vor von Angst beherrscht», sagten noch Ende der fünfziger Jahre William Masters und Virginia Johnson, die wie Kinsey heute als bahnbrechende Sexualforscher gelten, «Angst vor der öffentlichen Meinung, der religiösen Intoleranz, dem politischen Druck.» Sowohl Kinsey wie Masters und Johnson verfassten Werke über die körperlichen Vorgänge beim Geschlechtsverkehr, die heute als Klassiker gelten. Zur Lust, die den Verkehr erst möglich macht, stellten sie keine Forschungen an. Es war nicht nur die Angst der Wissenschaftler, als sexbesessene Voyeure beschimpft zu werden. Aus männlicher Sicht gibt es zum Thema «Lust» tatsächlich kaum offene Fragen. Den Mann erregt, simpel und einleuchtend, wen oder was er begehrt. Jennifer Lopez' Hintern, die Frau im Tram mit dem grossen Ausschnitt, den jungen Barkeeper mit den muskulösen Armen. Und wie bei der Hirnforschung herrschte auch in der traditionell von Männern dominierten Sexualforschung jahrzehntelang die Meinung vor, bei Frauen werde es sich wohl nicht anders verhalten.

Die Wende brachte ausgerechnet Viagra. Der durchschlagende Erfolg der blauen Pille, die 1998 auf den Markt kam, löste in der Pharmaindustrie eine intensive – und bisher weit-

gehend vergebliche – Forschung nach einem ähnlich zuverlässigen Mittel zur weiblichen Luststeigerung aus. Auf die wissenschaftliche Erkenntnis, dass bessere Durchblutung der Geschlechtsorgane allein der weiblichen Lust selten auf die Sprünge hilft, folgte die Frage: Warum nicht? Und wenn nicht, wo findet sich ein besserer Ansatz? Sie wurde und wird inzwischen vor allem von Wissenschaftlerinnen gestellt – rund ein Viertel der Sexualforscher sind inzwischen weiblich.

Das Einzige, worin sie sich gegenwärtig einig sind, ist, dass weibliche Lust grundsätzlich anders funktioniert als männliche: Gegen die Bandbreite dessen, was Frauen erregen kann, hat das, was Männer anturnt, auf einem Schnürsenkel Platz. Und in eklatantem Gegensatz zu Männern empfinden Frauen, auch wenn ihre Körper den Wissenschaftlern sexuelle Erregung signalisieren, subjektiv mitunter nicht nur keine Lust, sondern geradezu gähnende Langeweile.

Genitale Messungen

In ihrem Buch «Bonk» (Vögeln), einem erfreulich unterhaltenden Überblick über die Geschichte der Sexualforschung, berichtet die Wissenschaftsjournalistin Mary Roach über ein Experiment der kanadischen Forscherin Meredith Chivers, das inzwischen weltweit Aufsehen erregte. Chivers zeigte homo- und heterosexuellen Männern und Frauen Aus-

Den Mann erregt, simpel und einleuchtend, wen oder was er begehrt.

schnitte homo- und heterosexueller Sexszenen, ausserdem einen masturbierenden Mann, eine masturbierende Frau, einen muskulösen nackten Mann am Strand, eine nackte Frau bei der Gymnastik – und kopulierende Bonobos, eine Schimpansenart. Die Forscherin vermäss die genitalen Blutdruckschwankungen sämtlicher Betrachter bei den einzelnen Szenen, bat die Testpersonen aber gleichzeitig auch um ihre subjektive Einschätzung, wie stark sie sich erregt fühlten.

Die Testresultate der Männer bestätigten die traditionellen Lustvorstellungen der Sexualforschung: Heteros wurden durch Sex von Hetero-Paaren stimuliert, durch lesbischen Sex, durch die turnende Nackte und die masturbierende Frau, Schwule durch homosexuellen



«Unmöglich mächtiger Faktor»: Weiblicher Wunsch nach männlichem Begehren.

Sex. Ihre genitalen Blutdruckschwankungen stimmten mit ihrer subjektiven Einschätzung dessen, was sie stimuliert hatte, lückenlos überein. Körper und Kopf des Mannes waren sich einig.

Der Blutdruck der Frauen hingegen, heterosexuell wie lesbisch, stieg an, ob der Film Männer mit Männern, mit Frauen oder Frauen mit Frauen zeigte. Er stieg beträchtlich bei der nackten Turnerin, etwas weniger bei den Bonobos und am wenigsten beim schlendern- den Muskelmann am Strand, dessen Penis in Ruhestellung baumelte. Aber was die genitalen Messgeräte aufgezeichnet hatten, wurde in den weiblichen Köpfen nur zum Teil registriert: Heterosexuelle Frauen hatten sich durch lesbischen und schwulen Sex nicht annähernd so stimuliert gefühlt, wie dies ihr Blutdruck signalisiert hatte.

Und bei den Bonobos, sagten alle Frauen übereinstimmend, hätten sie kaum Erregung verspürt. In der Wahrnehmung der eigenen Lust schienen Kopf und Körper der Frauen in beträchtlicher Häufigkeit unabhängig voneinander zu reagieren.

Offenbar, vermutet Chivers, liegen den männlichen und weiblichen Erregungssystemen völlig unterschiedliche Prozesse zugrunde. Die Erklärung der Wissenschaftlerin für die weibliche Trennung zwischen körperlicher und subjektiv empfundener Lust ist vorsichtig. «Ich fühle mich wie ein Pionier am Rand eines riesigen Dschungels», sagte die 36-Jährige der *New York Times*, «es führt ein Weg hinein, aber er ist nicht sehr klar sichtbar.» Chivers

«Wenn es um Lust geht, sind Frauen möglicherweise weniger beziehungsabhängig als Männer.»

vermutet, dass rein physiologische Erregung wenig über weibliche Wünsche verrät und Frauen Lust über den Kopf definieren: «Ansonsten müsste ich glauben, dass Frauen Sex mit Bonobos haben möchten.»

Ein Hauptargument für ihre Vermutung ist die Aussage zahlreicher Vergewaltigungsopfer, dass sie trotz Ekel und panischer Angst beim gewaltsamen Verkehr sexuell erregt gewesen, in manchen Fällen sogar zum Orgasmus gekommen seien. Gemäss Chivers' Evolutions-Hypothese hat der weibliche Körper gelernt, auf die Wahrnehmung möglicher Sexualkontakte – auch gewalttätiger – so zu reagieren, dass er vor Verletzungen geschützt bleibt. Er produziert trotz gänzlichem Mangel an Lust eine vorsorgliche vaginale Feuchtigkeit.

«Der Orgasmus schlechthin»

Möglicherweise, sagt die Kanadierin, erkläre der Reflex auch die erstaunliche Reaktion ihrer weiblichen Testpersonen auf die erigierten Glieder der Bonobos und ihre körperliche Un-



Distanz zwischen Vagina und Klitoris: Forscherin Bonaparte (1882–1962).



Narzissmus der Lust: Venus und Amor.

gerührtheit beim Anblick des nackten und sichtlich nicht erregten Mannes am Strand. Aber sie erwägt auch eine zusätzliche Hypothese, der sie unbedingt eine künftige Studie widmen will: Auch sehr sexuelle Frauen haben nach ihren Beobachtungen im Gegensatz zu Männern eine eher reagierende als aggressive Sexualität: «Begehrt zu werden, ist für die weibliche Sexualität ein unglaublich mächtiger Faktor.»

Für Marta Meana, Psychologieprofessorin an der Universität von Nevada, ist der weibliche Wunsch nach männlichem Begehren «der Orgasmus schlechthin». Meana behandelte jahrelang Patientinnen, die beim Ge-

schlechtsverkehr grosse Schmerzen hatten, und entdeckte, dass sich die Schmerzen verringerten, sobald die Frauen mehr Lust auf Sex verspürten. Es hatte wenig mit verbesserten Liebesbeziehungen zu tun. Weibliches Begehren, sagt Meana, werde entgegen gängiger Überzeugung nicht von Beziehungsfaktoren wie Zärtlichkeit oder Rücksicht bestimmt, die für Frauen im Gegensatz zu Männern nach weitverbreiteter Überzeugung angeblich so entscheidend seien. «In Wahrheit», sagt die Wissenschaftlerin, «ist die weibliche Lust narzisstisch, nicht beziehungsorientiert.» Studierergebnisse zeigten, dass erotische Frauenfantasien viel weniger als die der Männer darum



Schutz vor Verletzungen: Vergewaltigungsszene in «Palm Springs Weekend», 1963.



Fliessende Sexualität: Schauspielerin Cynthia Nixon in «Sex and the City».

kreisen, den Partner zu befriedigen, als selber befriedigt zu werden. In den Köpfen der Frauen ist die eigene Befriedigung der zentrale Punkt. «Wenn es um Lust geht», vermutet Meana, «sind Frauen möglicherweise viel weniger beziehungsabhängig als Männer.»

Mit Meredith Chivers teilt Meana die Überzeugung, dass die weibliche Sexualität geteilt sei, aber ihre Interpretation der Zweiteilung ist eine andere. Einerseits sei da die schiere Lust, andererseits das jahrtausendealte Interesse an einer langlebigen, verlässlichen, Sicherheit bietenden Beziehung.

«Falsch ist der Gedanke, dass Beziehungen die primäre Quelle weiblichen Begehrens sind,

nur weil sich Frauen für Beziehungen entscheiden. Was Frauen wollen», sagt die Professorin, «ist ein echtes Dilemma. Sie wollen an die Wand geschleudert werden, ohne gefährdet zu sein. Sie wollen einen fürsorglichen Höhlenmenschen.» Das ist nicht, was Ehemänner hören möchten. Ehefrauen auch nicht. Denn Männer werfen nach ein paar Ehejahren beim Heimkommen nur noch selten ihre Kleider schon unter der Haustür ab, weil die Lust sie übermannt. Was für ihre Frauen der Beweis ist, dass sie nicht mehr begehrt, sondern nur noch beschlafen werden, weil sie nun einmal verheiratet sind. Ein Jahrtausend-Missverständnis.

Dass der Sexualtrieb des Mannes stärker ist als derjenige der Frau, ist durch zahlreiche Studien belegt. Testosteron lässt den Blutdruck ungleich häufiger ansteigen als Östrogen. Marta Meana formulierte die Frauensicht im Gespräch mit der *New York Times* so: «Vielleicht mag ich Kuchen nicht ganz so oft wie du, aber wenn ich Kuchen esse, sollte er bitte vom

«Begehrt zu werden, ist für die weibliche Sexualität ein unglaublich mächtiger Faktor.»

Feinsten sein.» Und vom Feinsten ist Sex für heterosexuelle Frauen nach Meanas Erkenntnissen, wenn ein Mann ihnen zu verstehen gibt, dass sie sein absolutes Lustobjekt sind. Nicht mit süßen Worten, sondern mit einer rückhaltlosen Begierde, auf die Frauen ihrerseits mit erregter Hingabe reagieren.

Fantasie von der Vergewaltigung

Nach einer im letzten Jahr in der Fachzeitschrift *The Journal of Sex Research* veröffentlichten Auswertung mehrerer Studien haben zwischen einem Drittel und der Hälfte der Frauen Vergewaltigungsfantasien, die sie erregen, häufig beim Geschlechtsverkehr. Sie hasse das Wort Vergewaltigungsfantasie, sagt Marta Meana, Vergewaltigung bedeute Kontrollverlust, Fantasie hingegen absolute Kontrolle, und der Unterschied zwischen der Realität und dem Film im Kopf sei riesig. Es handle sich um Fantasien, so sehr gewollt zu werden, dass man sich der Aggression unterwerfe. Mit Wörtern wie Aggression und Unterwerfung hadert die Psychologin allerdings: «Wir müssen neue Bezeichnungen finden für eine Fantasie, in der die Frau sich letztlich willentlich dem Mann ergibt.»

Interessanterweise ist eine der sexuellen Fantasien, die Frauen sexuell völlig kaltlassen, aktiver Sadismus. Während Masochismus, erlebt oder fantasiert, vielen Frauen vertraut ist, genießen Dominas bei SM-Praktiken zwar ihre Überlegenheit, aber soweit bekannt, erregt es sie sexuell so gut wie nie. Auch Fetischismus, schreibt Daniel Bergner in seinem Buch «The Other Side of Desire», sei unter Frauen drastisch weniger verbreitet als unter Männern. Was immer die weibliche Lust entfacht: Wimmernde Männer im Latexanzug auszupeitschen, gehört nicht dazu.

Völlig anderer Meinung in Fragen weiblicher Lust als ihre beiden Kolleginnen Chivers und Meana ist Lisa Diamond, Co-Professorin für Psychologie und Genderstudies an der Universität von Utah. Ihr im letzten Jahr erschienenen und in den USA stark beachtetes Buch «Sexual Fluidity» (fliessende Sexualität) beginnt mit den Beispielen zweier prominenter Schauspielerinnen: Anne Heche, die sich 1997 in den offenen lesbischen Comedy-Star Ellen

DeGeneres verliebte und sie zwei Jahre später verliess, um einen Mann zu heiraten. Und Cynthia Nixon («Sex and the City»), die sich 2004 wegen einer Frau von ihrem langjährigen Lebenspartner trennte. «Was geht hier vor?», fragt Lisa Diamond. «Gingen diese Frauen zuvor nur durch eine Phase, oder gehen sie jetzt durch eine Phase?»

Diamonds Buch beruht auf einer Studie an hundert Frauen, die sich zu Beginn der Studie vor über zehn Jahren entweder als lesbisch oder bisexuell bezeichneten oder sich weigerten, ihre sexuelle Orientierung festzulegen. In den zehn Jahren, in denen die Forscherin sie befragte, wechselten ihre Beziehungen fließend zwischen männlichen und weiblichen

«Manchen Frauen steht eine grössere Auswahl erotischer Gefühle und Erwartungen offen.»

Partnern. «Ich verliebe mich in Menschen, nicht in Geschlechter», war der Satz, mit dem die meisten der Frauen ihre wechselnden Vorlieben zu erklären versuchten.

Lisa Diamond folgert daraus, dass zumindest für einen Teil der Frauen, wenn nicht für alle, Liebe und Lust nicht primär auf ein Geschlecht gerichtet sind, sondern durch Intimität und Vertrauen entstehen, ob mit einer Frau

oder einem Mann. Weibliches Verlangen bezeichnet sie als dehnbar: «Fließende weibliche Sexualität ist kein Glückstreffer», behauptet Diamond. Von den hundert Frauen hat sich in den vergangenen zehn Jahren die Mehrheit nicht irgendwann für ein Geschlecht entschieden, sondern für eine intensivere Auseinandersetzung mit dem eigenen, dehnbaren Verlangen.

Fehlende Theorien

Die Forscherin stellt nicht in Frage, dass Frauen genau wie Männer mit einer Vorliebe für das eine oder andere Geschlecht geboren werden. Aber nicht immer ist nach ihren Beobachtungen die angeborene Vorliebe stärker als die intensive Intimität von Begegnungen: «Fließende Sexualität», sagt Diamond, «bedeutet nicht, dass alle Frauen bisexuell sind. Der Grad an fließender Sexualität ist unterschiedlich. Man stellt es sich am besten als zusätzliche Komponente ihrer Sexualität vor, die neben ihrer Hetero- oder Homosexualität ihr Verhalten und ihre Fantasien beeinflusst. Das heisst nicht, dass ihr Verlangen sich endlos verändert, sondern nur, dass manchen Frauen eine grössere Auswahl erotischer Gefühle und Erfahrungen offensteht, als man man auf Grund ihrer sexuellen Orientierung annehmen würde.»

Die Psychologin Rebecca Shuster beobachtete, «dass Frauen sich oft in jemanden verlie-

ben, dessen Geschlecht für sie unerwartet ist, und die Heftigkeit dieser Beziehung bringt sie dazu, ihre Identität neu zu überdenken.» Solche Erfahrungen enthüllen nach Shuster eine Breite sexueller und emotionaler Anziehung und Nähe von unendlicher Variabilität und stellen zwangsläufig die Vorstellung einer bereits bei der Geburt festgelegten sexuellen Orientierung in Frage.

Niemand habe gegenwärtig eine umfassende Theorie zur weiblichen Lust, sagt Julia Heiman. Und die Direktorin des Kinsey-Instituts an der Universität von Indiana ist auch alles andere als sicher, dass es trotz Verkabelungen von Testpersonen, jahrelangen Interviews, pharmazeutischen Versuchen und medizinischer Erforschung des weiblichen Gehirns jemals so etwas wie eine Landkarte der weiblichen Lust geben wird.

«Blieb Freuds Frage fast ein Jahrhundert lang nicht deswegen unbeantwortet, weil sich die Wissenschaft nicht darum kümmerte», fragte die *New York Times*, «sondern weil sie nicht beantwortbar ist?»

Mary Roach: Bonk. S. Fischer. Fr. 19.70

Lisa M. Diamond: Sexual Fluidity. Harvard University Press, 2008. \$ 27.95

Daniel Bergner: The Other Side of Desire. Ecco/Harper Collins. \$ 24.99



Gemeinsam
schützen

Gemeinsam
geniessen



Qualité
Corse



Urlaub im Naturschutzgebiet



Debatte

Universitäre Theologie, wozu?

Nähme man die Trennung von Kirche und Staat ernst, müsste man Theologie aus dem universitären Bildungsangebot streichen. Dem Fach fehlt es an Breite, Wissenschaft wird kaum betrieben. Ein Beitrag zur Störung des religiösen Friedens.

Von Beda M. Stadler

In der Schweiz gibt es fünf theologische Fakultäten und eine theologische Hochschule. Wozu eigentlich, und weshalb braucht es eine Theologie an der Universität? Auf www.religion.ch, einer Internetseite von Studenten der Religionswissenschaft, wird argumentiert: «Die theologischen Fakultäten sind in der Schweiz traditionell ein fester Bestandteil des universitären Bildungsangebots. Hier drückt sich unter anderem die besondere Anerkennung der christlichen Kirchen durch den schweizerischen Staat aus.» Die Trennung von Kirche und Staat scheint nicht ganz so ernst zu sein, wie sie in der Verfassung steht.

Obwohl es mehr als 2800 Götter gibt (www.godchecker.com), wird an den schweizerischen Fakultäten nur ein Gott aus dieser Liste berücksichtigt. Das ist so, wie wenn die Biologie nur den Aspekt der Stammzellen aus der Embryologie behandeln würde. Dem Fach und der studentischen Ausbildung fehlt somit die Breite. Würde man allen Religionen gerecht werden, erhielte der Gott der Juden, Christen und Muslime einen Lehrstuhl, was zu bewältigen wäre, gemessen an der vorhandenen Literatur. Koran, Talmud und Bibel sind schliesslich rasch gelesen. 2800 theologische Ordinariate würden unsere finanziellen Möglichkeiten überschreiten.

Für das Eintreiben der Kirchensteuer sollte auch Transparenz und Rechtsgleichheit geschaffen werden. Es kann ja nicht sein, dass eine arabische oder palästinensische Firma im Kanton Zürich die Israelitische Cultusgemeinde und die Jüdische Liberale Gemeinde mit ihrer unfreiwilligen Kirchensteuer unterstützen muss. Auch die Ungläubigen zahlen indirekt weiterhin Kirchensteuern. Etwa im Kanton Wallis, wo niemand um die Kirchensteuer herumkommt, weil die Gemeinde berappt, was die Pfarreien nicht selber finanzieren können. Trotzdem, die Finanzierung ist kein zwingendes Argument gegen die Theologie. Wir sollten die Theologie an den Grundsätzen der Wissenschaft und Philosophie messen.

Platz bei den Historikern

An den theologischen Fakultäten wird wenig Wissenschaft betrieben. Falls Forschung vorkommt, hätte sie als Spezialität bei den Historikern Platz. Bei keinem anderen Fach muss man die Grundlagen glauben, um sie dann be-

ackern zu dürfen. Die fehlende Forschungsfreiheit ist somit der grösste Makel der Theologie. Bei uns Naturwissenschaftlern wird mit Recht die Glaubwürdigkeit beanstandet, weil die Geldgeber manchmal aus der Industrie stammen.

Ein katholischer Theologe hat als obersten Chef nicht bloss sein Gewissen und den Rektor, sondern den Papst. Als Wissenschaftler hat man keinen Industriekapitän, der mit der Exkommunikation drohen kann. Es herrscht also ein Konflikt zwischen Kirchen- und Staatsrecht. An verschiedenen schweizerischen theo-



Nur ein Gott: Jungfrau Maria.

logischen Fakultäten haben sich die Gender-Fragen ausgebreitet. Deutlicher könnte der Konflikt gar nicht sein, wenn sich eine katholische Theologin für Frauenrechte einsetzt, wie etwa an der Universität Bern. Das ist begrüssenswert, aber sie wird sich mit ihrem Chef in Rom in dieser Frage in den nächsten Jahren nicht einigen. Da die meisten Theologen nicht in die Hölle wollen, müssen sie sich für das Kirchenrecht entscheiden, was gegen die Säkularisierung verstösst.

Neben der Wissenschaft ist die Philosophie eine eindeutige universitäre Aufgabe. Theologen darf man als Mächteternphilosophen hin-

stellen, weil bei ihnen als Antwort immer «Gott» rauskommt. Am schwerwiegendsten ist aber der Vorwurf, dass sich die theologischen Fakultäten als Hüter der Moral ausgeben. Zur Moral gibt es inzwischen wissenschaftliche Untersuchungen, etwa von Gregory S. Paul, einem amerikanischen Paläontologen, der anhand einer Metastudie im *Journal of Religion & Society* aufzeigte, dass abnormes soziales Verhalten wie Mord, Raub, Totschlag oder Vergewaltigung in religiösen Gesellschaften häufiger vorkommt als in säkularisierten.

Geht es um Moral, haben die Evolutionsbiologen bessere Argumente, und sie brauchen dazu kein altes Buch, in dem die Wahrheit stehen soll. Weil die Wissenschaft ständig Fehler macht, aber bereit ist, aus diesen Fehlern zu lernen, ist sie in einer besseren Position zur Beurteilung von moralischen Fragen. Überhaupt, Fragen der Ethik wären besser bei unvoreingenommenen Denkern wie den Philosophen aufgehoben.

Glaube ist Privatsache

Wer fordert, die theologischen Fakultäten abzuschaffen, stört womöglich den religiösen Frieden. Dieser Prozess liegt alleine bei den Theologen. Es muss in ihrem Interesse liegen, die historisch gewachsene Absurdität rückgängig zu machen. Die Theologie wäre nicht die erste Fachrichtung, die an den Universitäten ersetzt würde. Die Alchemie wurde schliesslich durch die Chemie, die Astrologie durch die Astronomie ersetzt.

Der Vorschlag, die staatlichen Universitäten zu verlassen, müsste also von den Theologen selber kommen. Viele Länder sind längst dazu übergegangen, private religiöse Universitäten zu gründen. Die edle Gesinnung eines Christen müsste es verunmöglichen, derart einseitig von einem System zu profitieren. Da Glaube letztlich Privatsache ist, sollte es auch eine private Aufgabe werden.

Beda M. Stadler der bekennende Atheist ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor an der Universität Bern.

Lachen hinterm Berg

Das Landesmuseum zeigt eine grosse Ausstellung über den Schweizer Humor.

Worüber lachen wir? Welches sind unsere besten Komiker? Ein Brevier von A bis Z.

Von Daniele Muscionico

Appenzellerwitz. Die helvetische Topografie des Humors korrespondiert seit je mit den Verwerfungen zwischen Stadt und Land, Zentrum und Peripherie, Verlierern und Gewinnern der Modernisierung. Im 18. und 19. Jahrhundert war zum Beispiel folgender Appenzeller Neckvers populär: «O Apezzäller Meiteli, wie machsch du di Chäs? I tue ne in es Chübeli u stüngg ne mit em Füdeli, drum isch dr Chäs so räs!» Heute würde eine ähnlich disqualifizierende Aussage einer Appenzellerin womöglich das Frauenstimmrecht wieder in Frage stellen.

Birgit Steinegger. Sie ist das heimliche Double von Micheline Calmy-Rey und sorgt dafür, dass die weltläufige Bundesrätin ihren zahlreichen Auslandverpflichtungen nachkommen kann. Im Gegenzug absolviert MC -Rey bei Bedarf die TV-Auftritte von Steinegger in «Total Birgit». Steinegger und Calmy-Rey sind das seltene Beispiel, dass Frauen in Führungspositionen durchaus erfolgreich kooperieren können (→ Idealismus).

Comedy. Abwertende Bezeichnung für Kabarett ohne innere Haltung. Besonders in der Schweiz ein Genre, das unseren moralischen Ansprüchen an Unterhaltung schwerlich genügen kann. Dennoch ein florierender Markt durch die Aktivitäten des Event-Managers Danny Gundelfinger, Begründer des Swiss Comedy Award. Die am aussichtsreichsten bekannten helvetischen Comedians sind: Marco Rima (→ Erlkönig), Beat Schlatter, Christian Höhener und Peter Winkler von Lapsus sowie die beiden Musiker Severin Richiger und Stefan Waser vom Duo Hinterletscht.

Duo Fischbach. Stehender Begriff für die Tragödie des ehelichen Bünzlitums. Antonia Limacher und Peter Freiburghaus, künstlerisch wie privat liiert, verkörpern satirisches Volkstheater und sind die Schweizer Antwort auf Liz Taylor und Richard Burton.



Latente Subversion: Viktor Giacobbo.



Realsatirische Fusion: Patrick Frey.



Heimliches Double: Birgit Steinegger.

«**Erlkönig**». Die ultimative Comedy-Nummer, geschrieben von Geheimrat Goethe, interpretiert von Marco Rima (→ Comedy). Absolute Sprachpräzision, minimalistische Body-Art und bestialische Pointendichte für die Dauer von drei Minuten.

Frank Baumann. Andere Bezeichnung für die genuine Unverträglichkeit von Schweizer Fernsehen und Schweizer Humor. Baumanns Sendung «Ventil» war der Beginn und das Ende des Versuchs von Leutschenbach, Satire aus dem Einflussbereich der heiligen Einschaltquote zu retten.

Giacobbo. Sinnverwandter Begriff für die strategische Mischung aus mehrheitsfähiger Unterhaltung in einem Massenmedium und latenter Subversion. Antonym von Frank Baumann. Viktor Giacobbo ist der erste Schweizer an der Spitze einer Aktiengesellschaft, der öffentlich bekennt, dass er Komiker ist.

Harald Schmidt. Vollständiger Name Harald Franz Schmidt. Erstkontakt mit dem humoristischen Gewerbe bei katholischen Pfadfindern. Internationaler Durchbruch als Solo-

Dennoch ist Satire, vor allem die politische Satire, in der Schweiz kaum vertreten.

komiker gelingt Mitte der achtziger Jahre bei einem Auftritt an der Schweizer Künstlerbörse im bernischen Thun (→ Kleinkunst).

Idealismus. Kurt Tucholsky sagt: «Ein Satiriker ist ein gekränkter Idealist.» Dennoch ist Satire, vor allem die politische Satire, in der Schweiz kaum vertreten. Das Ziel der Satire ist die Macht eines Einzelnen, ihr natürlicher Todfeind ist die Ohnmacht der vielen, lies: die Demokratie.

Joachim Rittmeyer. Synonym für eine Kleinkunst (→) als benutzerfreundliche Anleitung zur Nutzlosigkeit. Weltklasse.

Kleinkunst. Sammelbegriff für Kunst, die mit minimalen ökonomischen sowie szenischen Mitteln arbeitet. Form: von Action-Comedy bis Zeitgeist-Kabarett. Kein anderes Land in Europa besitzt eine derart dichte Kleinkunstszene wie die Schweiz. 1,3 Millionen Schweizer besuchen jährlich eine Vorstellung der geschätzten 600 Kleinkunstkünstlerinnen und -künstler; die zumeist ehrenamtlichen Kleinkunstveranstalter generieren mehr Zuschauer als die grossen, hochsubventionierten Theater. Kleinkunst ist bereits in seiner sprachlichen Verzweigung ein urschweizerisches Phänomen. Sie ist inhaltlich so unterschiedlich wie die Schweizer Dialekte und funktioniert so

föderalistisch wie das Steuerwesen der Gemeinden. Ihr Schwungrad ist die KTV, die älteste Kleinkunstvereinigung überhaupt. Die KTV organisiert am 15. April die fünfzigste, von Radio DRS live übertragene Kleinkunstbörse in Thun mit Gigs aus der ganzen Welt.

Lorenz Keiser. Stammhalter und würdiger Nachkomme der Kabarettlegende César Keiser. Der Name Keiser ist die feste Burg des Schweizer Humors.

Massimo Rocchi. Lebt in Europa und in der Schweiz. Bestes Beispiel einer geglückten Integration von italienischem Mutterwitz in vaterländisches Réduit-Denken. Rocchi ist auf dem abschüssigen Terrain der Unterhaltung der am meisten unterschätzte und dabei der trittsicherste Solist der Schweiz.

Nebelspalter. Älteste Satirezeitschrift der Welt. Im Jahr 1875 von Jean Nötzli in Zürich gegründet als «Illustriertes humoristisch-politisches Wochenblatt». Ihre Blütezeit erlebte sie in den dreissiger Jahren, während und nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie die Ideologie der Nationalsozialisten und ihrer Schweizer Mitläufer, der Frontisten, anprangerte. Nach zahlreichen Handwechseln arbeiten heute wieder renommierte Exponenten der Szene für den satirischen Schweizer Spiegel: Andreas Thiel, Simon Enzler, Pedro Lenz oder Gion Mathias Cavelti. Die dichtesten Populationen von *Nebelspaltern* finden sich in den Wartezimmern von Zahnärzten und Scheidungsanwälten.

Ohne Rolf. Kürzestformel für erlesene Komik. Jonas Anderhub und Christof Wolfisberg sprechen nicht, sondern blättern ihr Programm in kurzen Sätzen auf über tausend Plakaten auf. Sympathie- und Hoffnungsträger der Szene.

Patrick Frey. Oberbegriff für humoristisches Multitasking und realsatirische Fusion zwischen Darsteller und Dargestelltem, siehe Freys Auftritte in der Rolle des «Experten» Dr. Werner Stolte-Benrath (→ Giacobbo).

Quereinsteiger. Übergeordnete Bezeichnung für Lehrer, die es auf die Bühne drängt.

Quereinsteiger. Übergeordnete Bezeichnung für Lehrer, die es auf die Bühne drängt. Erfolgreichstes Beispiel: das Cabaret Rotstift. Quereinsteiger der Sparte Zufallstreffer: überfordertes Modellflugpilot alias «Söll emol cho!» in der TV-Sendung «Teleboy», 1977.

Retter des Enzians. Umgangssprachliche Redewendung für den Appenzeller Kabarettisten Simon Enzler (Pfeil: Appenzellerwitz). In den Volksmund eingegangen durch sein



Eheliches Bünzlitum: Duo Fischbach.



Bestialische Pointendichte: Marco Rima.



Genuine Unverträglichkeit: Frank Baumann.

Zitat: «Grüne sind unreife Rote.» Lyrisch Hochbegabter trifft politischen Satiriker. Glücksfall.

Swissness. Der Schweizer Humor ist englischer als der französische, französischer als der deutsche und deutscher als der englische: minimalistisch, surreal, introvertiert.

Thomas Morus. Historischer Spin-Doctor und mitverantwortlich für die Legende, dass die Schweizer träge und taub für jede Art von Humor seien. Gemäss Diderot soll der beständige Konsum von fetter Milch die Ursache sein. Morus ging in seinem Urteil über die Schweizer noch weiter: «Sie sind rau, wild und roh, fremd aller feineren Vergnügungen und nur der Wartung des Viehes zugetan.»

UBS. Achtung, fauler Witz.

Viktor (→ Giacobbo). Belasteter Vorname und Synonym für ein vermeintliches Humorkartell des Casinotheaters Winterthur. In Tat und Wahrheit wäre ohne Viktor national die Schweizer Humor-Aktie im In- und Ausland nur halb so viel wert.

Widmer-Schlumpf. Anlässlich des letzten Humor-Festivals in Arosa mit der «Humorschaukel» prämierte Polit-Performerin. Begründung der Jury: «Ein Amt, das man sich selbst geschaufelt hat, lächelnd auszuüben, zeugt von Humor.»

Xanthippen. Die Rolle der Frau ist im Humoreben der modernen Schweiz weitaus bedeutender als etwa in der Philosophie des alten Griechenlands. Frauen sind zahlreich und heissen Gardi Hutter, Nadeschkin, Anet Corti, Margrit Bornet oder Knuth und Tucek (→ Birgit Steinegger).

Youngsters. Begriffseinheit für den eidgenössischen Schlagfertigkeitsschwarm. Bevorzugtes Aufenthaltsgebiet: die Slam-Poetry. Allen voran Gabriel Vetter, der für sein Programm «Tourette de Suisse» als jüngster Preisträger überhaupt mit dem internationalen Radio-Preis Salzburger Stier 2009 ausgezeichnet wurde. Emil nach dem Besuch von Veters Programm: «Ehrlich: Ich habe Tränen gelacht. Chapeau!»

Zukunft. Und es gibt sie doch.

«Witzerland» im Schweizerischen Landesmuseum, bis 13. September

«Schneller und wettbewerbsfähiger»

Peter Löscher, Chef des deutschen Industriekonzerns Siemens, ist überzeugt, dass grüne Produkte das Geschäft der Zukunft sind. Staatliche Rettungspakete hält er für sinnvoll in der Krise. Nach dem Korruptionsskandal von 2006 sei Siemens heute ein anderes Unternehmen. *Von Roger Köppel*

Die meisten Industriefirmen der Schweiz malen ein schwarzes Bild der weltwirtschaftlichen Situation in den nächsten Monaten. Was sind Ihre Prognosen?

Wir erleben die grösste Wirtschaftskrise unserer Generation. Dies betrifft sowohl ihre Wucht, ihre globale Ausprägung als auch die Geschwindigkeit, mit der sie die Wirtschaft erfasst. Wir spüren das auch bei Siemens, derzeit speziell in unserem industrienahen Geschäft, aber auch bei unserer Konzerntochter Osram. Allerdings haben wir insgesamt heute ein viel längerfristig ausgerichtetes Geschäft als früher. Der Bereich der Energietechnik läuft zum Beispiel weiter gut und stabil. Das ist ein grosser Vorteil. Zudem sind wir, vor allem verglichen mit den wichtigsten Wettbewerbern, zum letzten September gut ins neue Siemens-Geschäftsjahr eingestiegen. Das alles hilft. Aber wie lange diese Krise dauern wird, kann ich Ihnen genauso wenig beantworten wie viele andere.

Halten Sie die staatlichen Rettungspakete grundsätzlich für sinnvoll?

Die Hilfspakete sind sinnvoll, und ich bin optimistisch, dass die Massnahmen auch greifen werden. Ich halte nichts von Schwarzmalerei in schwierigen Situationen. Wir müssen den Menschen Mut machen. Ich bin sicher, dass wir gestärkt aus der Krise herauskommen werden. Gerade bei umweltfreundlichen Technologien ist Europa absolute Spitze, und solche Lösungen spielen eine immer grössere Rolle.

Sie schrieben kürzlich in der Zeitung Bild über die Chancen Deutschlands in der Krise. Wo liegt das Positive denn?

Krisen bieten immer auch Chancen. Das gilt für jedes Land. Wichtig ist, dass man sie frühzeitig erkennt und sich schnell darauf einstellt. Konkret heisst das, sich auf die künftigen Wachstumfelder und auf eigene Stärken zu konzentrieren. Genau das haben wir getan. Wir haben uns konsequent auf die Geschäftsfelder ausgerichtet, von denen wir uns ein langfristiges und nachhaltiges Wachstum versprechen. Mit unserem bewusst gestrafften Produktportfolio profitieren wir direkt davon, dass die Märkte für Umwelt- und Klimaschutz in den nächsten Jahren und Jahrzehnten enorm wachsen werden. Kein Unternehmen der Welt bietet mehr grüne Produkte an als Siemens. Im vergangenen Jahr haben wir fast ein Viertel

unseres Umsatzes mit Produkten gemacht, die dem Klimaschutz dienen. Der Anteil am Umsatz wird sich in den kommenden Jahren weiter erhöhen. Viele der milliardenschweren staatlichen Konjunkturprogramme, die momentan fast überall aufgelegt werden, zielen auf die Förderung von grünen Lösungen ab. In der Politik ist die Rede vom «New Green Deal». Das bietet uns als grünem Infrastrukturanbieter grosse Chancen.

Glauben Sie, dass der Westen in Zukunft punkto Innovationskraft und Ingenieursgeist von Asien überflügelt werden wird?

Hochqualifizierte Fach- und Führungskräfte werden in den Industriestaaten immer knapper. Der Konkurrenzkampf um die besten Köpfe wird deshalb mittlerweile global ausgetragen und wird sich künftig noch weiter verschärfen. Umso wichtiger ist es, weltweit die Besten zu finden, zu fordern und zu fördern. Internationalität ist eine unserer grossen Stärken. Siemens verfügt über einen einzigartigen Talentpool. Den Wettbewerbsvorteil werden wir konsequent weiterentwickeln. Denken in geografischen Blöcken hat dabei keinen Platz.

Sie sind seit knapp zwei Jahren an der Spitze des grössten Industriekonzerns Deutschlands. Wo steht Siemens jetzt?

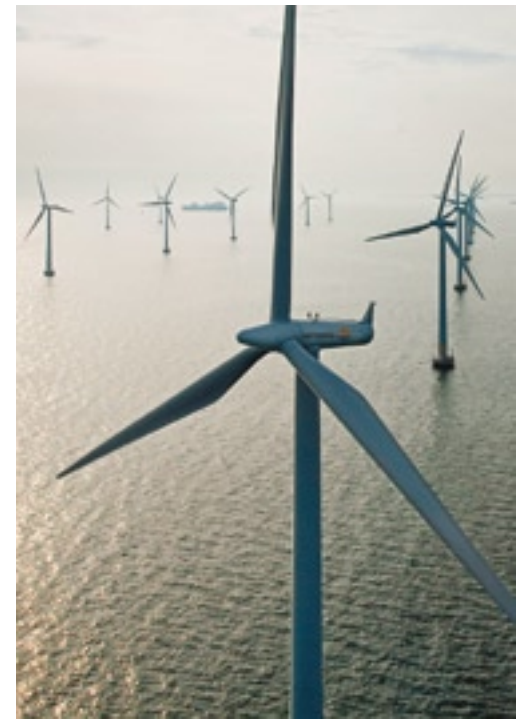
In den vergangenen zwei Jahren haben wir viel erreicht. Wir haben die schnellste Reorganisation in der Unternehmensgeschichte gemeistert. Im Ergebnis ist Siemens weniger komplex, transparenter und dadurch wesentlich schneller und wettbewerbsfähiger geworden. Wir haben eine neue Führungsstruktur im Unternehmen etabliert, bei der beispielsweise einzelne Personen für bestimmte Geschäfte verantwortlich sind und nicht mehr länger in Führungsgremien diskutieren. Dadurch sind viel schnellere Entscheidungen möglich. Gleiches gilt für die Gruppierung unserer Regionen-Cluster, in denen wir unsere über siebzig Landesgesellschaften organisatorisch zusammengeführt haben. Dabei verbessern wir unsere Kundenorientierung, treiben unser Wachstum in den Ländern voran und reduzieren unsere Kosten. Wir haben schon im vergangenen Jahr das Programm zur Senkung unserer Verwaltungskosten gestartet, mit dem wir bis 2010 rund 1,2 Milliarden Euro einsparen wollen. Früher als viele andere Unternehmen. Dadurch haben wir einen zeitlichen Vorsprung vor unseren Wettbewerbern.

Das werden wir nutzen, um unsere Marktposition zu stärken.

Hatten Sie als Österreicher Anpassungsprobleme mit der deutschen Mentalität? Oder hatten die Deutschen Mühe mit Ihnen?

Ich habe in vielen Ländern gearbeitet und Erfahrungen in Asien, Amerika und Europa gesammelt. Schon vor meiner Zeit bei Siemens war ich viele Jahre in Deutschland tätig. Insofern fällt es mir nicht schwer, mit Menschen verschiedener Nationalitäten zusammenzuarbeiten. Da bin ich bei Siemens genau richtig. Es gibt weltweit kaum ein Unternehmen, das internationaler aufgestellt ist als Siemens.

Ihre Aufgabe war und ist es noch immer, den Korruptionsskandal, in den Siemens geschlittert ist, aufzuklären. Eine Herkulesaufgabe. Wo fängt man an aufzuräumen?



«New Green Deal»: Klimaschutz als Chance.

Die Aufarbeitung der Vorfälle ist weitgehend abgeschlossen. Wir haben das Unternehmen durchleuchtet und auf Basis der Erkenntnisse entschlossen und konsequent gehandelt. Siemens ist heute ein anderes Unternehmen als Ende 2006, das gilt in vielerlei Hinsicht – organisatorisch, personell und auch bezogen auf die neu verankerte Führungskultur.

In wie vielen Ländern konnten Sie die Klagen gegen Siemens bereits abschliessen beziehungsweise sind noch Klagen offen?



«Höchstes ethisches Niveau»: Siemens-Vorstandsvorsitzender Löscher, 51.

Die Einigung mit den Behörden in Deutschland und den USA war die mit grossem Abstand wichtigste Hürde für das Unternehmen bei der Rückkehr zur Normalität.

Wie gross ist der Reputationsverlust? Wie viele Aufträge gingen Ihnen verloren?

In der heissesten Phase der Affäre ist unser Auftragseingang dennoch um fantastische zwölf Prozent gestiegen. Das war im Geschäftsjahr 2007, das bei uns Ende September endet. Auch im folgenden Jahr haben wir noch einmal elf Prozent mehr Aufträge gewonnen. Kurz: Wir haben keine Aufträge verloren, sondern viele neue hinzugewonnen. Unser Image war zu Beginn der Aufklärungsarbeit sicher stark belastet. Aber auch da sind wir wieder deutlich vorangekommen. Siemens steht nun für saubere Geschäfte, immer und überall. Das honorieren nicht nur unsere Kunden, sondern auch viele externe Beobachter. Im Dow Jones Stoxx Sustainability Index belegte Siemens im vergangenen Jahr Platz eins in der Kategorie «Codes of Conduct/ Compliance». Innerhalb von nur knapp zwei Jahren sind wir unserer Zielsetzung gerecht geworden, zu einem Vorreiter bei Compliance zu werden. Es ist nun wichtig,

dass wir uns nicht zurücklehnen und auf dem bereits Erreichten ausruhen.

Sie werden vermutlich dieses Jahr zum bestverdienenden Chef der deutschen Konzerne aufsteigen. Mit knapp 11 Millionen Euro Jahreseinkommen stehen Sie unangefochten an der Spitze des DAX 30. Sind Sie so viel wert?

Meine Gesamtvergütung für das extrem erfolgreiche Geschäftsjahr 2008 betrug 9,8 Millionen Euro. Bei den kolportierten 11 Millionen wurden künftige Pensionszahlungen mit eingerechnet. Das hat nichts mit meinem aktuellen Gehalt zu tun. Mal abgesehen davon, gibt es angestellte Unternehmensmanager innerhalb und ausserhalb von Vorständen von DAX-30-Unternehmen, die deutlich mehr als ich bekommen. Da sind die Fakten nicht immer ganz richtig dargestellt worden. Zudem glaube ich, dass wir bei Siemens in Sachen Vorstandsvergütung Augenmass beweisen. Wir wollen nachhaltig wirtschaften, und deshalb haben wir auch unser Gehaltssystem ganz bewusst neu aufgestellt. Ich muss beispielsweise 300 Prozent meines Basisgehalts langfristig in Aktien halten. Das sind derzeit immerhin 6 Millionen Euro. Dieser Aspekt wird in der Debatte beispielsweise häufig vergessen.

Josef Ackermann hat in diesem Jahr einen Verzicht auf seine Boni angekündigt. Wie gross ist der öffentliche Druck, da mitzuziehen?

Die Frage nach öffentlichem Druck stellt sich nicht. Vergütungsfragen müssen mit Augenmass, angemessen und nachvollziehbar angegangen werden. Bei Siemens ist das der Fall. Im Übrigen haben wir die Managementvergütung neu gestaltet. Bei uns wird bei der Festlegung der variablen Vergütung die persönliche Leistung eines Managers viel stärker berücksichtigt als früher. Der Geschäftserfolg muss sich ausserdem am Erfolg der besten Wettbewerber messen lassen. Insofern haben wir dafür gesorgt, dass die Möglichkeiten, hohe Boni auf Kosten anderer zu verteilen, minimiert werden.

Was ist Ihr wichtigstes Führungsprinzip?

Ich möchte Spitzenleistungen auf höchstem ethischem Niveau. Deshalb spielt bei meinem Führungsstil eine klare, einfache und durchgängige Verantwortung eine sehr wichtige Rolle. Wir suchen nicht mehr einen Konsens in Gremien, bei uns entscheiden Personen. Trotzdem denke ich, dass ein Team wesentlich stärker ist als der Einzelne. Im Team muss allerdings jedem seine Rolle klar sein. Meine ist klar: Ich bin der Kapitän. ○

Feuer des Lebens

Zu den grössten wissenschaftlichen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts gehört die Entdeckung, wie Zellen Energie speichern. Einer der beteiligten Wissenschaftler erinnert sich an die aufregendste Zeit seiner Karriere. *Von Gottfried Schatz und Regina Hügli (Bild)*

«So, da habn S' eanere Extrawürschtln, Herr Doktór», knurrte der Amtsgehilfe Aloysius Zacherl über den Ausgabertisch unserer Grazer Universitätsbibliothek und verschob drei abgegriffene Lehrbücher der physiologischen Chemie um einige Millimeter in meine ungefähre Richtung. Zacherl schätzte Bücher wesentlich mehr als Studenten und war deshalb stets darauf bedacht, diese von jenen fernzuhalten. Der unverdiente und spöttisch auf der zweiten Silbe betonte Dokortitel sollte mir wohl klarmachen, dass ein studentisches Nichts wie ich nicht Lehrbücher verlangen dürfe, die keiner angekündigten Vorlesung entsprachen. Als gelernter Österreicher war ich zwar gegen das unfreundliche Wiehern von Amtsschimmeln immun. Schlimm war jedoch, dass die Lehrbücher aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg stammten, wir aber bereits das Jahr 1956 schrieben. Diese in Ehren ergrauten Wälzer waren kaum geeignet, mir das Zauberreich der Biochemie zu erschliessen.

Die chemischen Vorgänge in lebenden Zellen hatten mich schon als Gymnasiast in ihren Bann gezogen, doch meine Lehrer wussten darüber nichts – und auch an unserer Universität gab es damals für diese neue Wissenschaft weder Professoren noch Vorlesungen. Da ich mir ein Studium in einer anderen Stadt nicht leisten konnte und es keine Stipendien gab, hatte ich mich entschlossen, Chemie zu studieren und Biochemie auf eigene Faust zu erlernen. Wie ich aber nun wusste, konnte ich dabei nicht auf Lehrbücher aus unserer Universitätsbibliothek zählen. Grazer Buchhandlungen führten zwar ein modernes Lehrbuch des Zürcher Biochemikers Franz Leuthardt, doch es war unerschwinglich teuer. Und auf meine Frage nach englischen Lehrbüchern erntete ich nur Achselzucken. Dies war das gleiche Graz, in dem einst geniale Wissenschaftler wie Otto Loewi, Ernst Mach, Ludwig Boltzmann und Erwin Schrödinger gelebt und geforscht hatten. Warum war die Stadt zur wissenschaftlichen Provinz verkommen?

Ödland made in Austria

Wir Studenten machten uns darüber kaum Gedanken, denn im Gymnasium hatte man uns so viel über Alexander den Grossen, die Punischen Kriege und unsere Kaiserin Maria Theresia erzählt, dass die Zeit für Österreichs neuere Geschichte dann offenbar nicht mehr reichte. Uns umgab ein verstocktes Schweigen, das Fragen im Keim erstickte. Und die Juden,



«Versuchen Sie nicht, den Helden zu spielen!»: Basler Forscher Schatz.

von denen wir gelegentlich munkeln hörten, waren Fabelwesen, die fast keiner von uns je zu Gesicht bekommen hatte.

Das Österreich der Nachkriegsjahrzehnte schlof den Schlaf des Ungerechten. Es wollte vor allem den Stephansdom und die Staatsoper in altem Glanz erstrahlen lassen und kümmerte sich wenig darum, dass es 1938 viele der besten Köpfe von seinen Universitäten vertrieben und meiner Generation damit ein geistiges Ödland hinterlassen hatte. Dieses hemmte unsere Ausbildung viel mehr als die verrotteten Apparate und zerbombten Institutsgebäude. Ich erfuhr das wahre Ausmass dieses Schadens erst viel später, als ich an Universitäten und Forschungsinstituten der USA arbeitete und die Mängel meines Wissens schmerzlich zu spüren bekam.

Es waren nicht die einzigen Mängel: Die ideologischen Wechselbäder unserer Jugendzeit hatten uns zur Ich-Generation abgebrüht. Zeitgeschichte, Politik, soziale Gerechtigkeit, Toleranz, Schutz von Minderheiten und demokratische Fairness bedeuteten uns wenig oder nichts. Wir halfen unseren nächsten Verwandten und Freunden, wollten aber vor allem den Krieg und den Hunger vergessen, in ferne Länder reisen und uns eine Zukunft bauen.

Und weil meine Zukunft «Biochemie» hiess, baute ich mir meinen eigenen Studiengang. Wie es sich für einen wissenschaftlichen Gradus ad Parnassum gebührt, hatte er genau festgelegte Stufen. Als erste Stufe durchpflügte ich den Biochemieteil der *Chemical Abstracts*, einer damals weitverbreiteten Zeitschrift, die von jeder chemischen oder biochemischen Veröffentlichung eine kurze Zusammenfassung sowie die Namen und Adressen der Autoren angab. Als zweite Stufe erwarb ich farbige Postkarten von Graz und versandte sie – als dritte Stufe – an die Autoren, deren Arbeiten mich interessierten. Meine lapidare Grussbotschaft «Bitte senden Sie mir alle Ihre Publikationen» war klar, aber nicht eben bescheiden. Stufen vier bis sechs waren die schwersten: Sie bedeuteten warten, warten – und w-a-r-t-e-n, da ich auf die teure Luftpost verzichtet hatte. Noch heute kann ich es kaum glauben, dass mir damals jemand antwortete, doch einige grossmütige Seelen sandten mir tatsächlich eine oder zwei ihrer neuesten Publikationen.

Manna made in USA

Nicht so David E. Green, der im amerikanischen Städtchen Madison an der Universität von Wisconsin die Zellatmung – also die Verbrennung von Nahrung in lebenden Zellen – erforschte. Greens weltberühmte Arbeitsgruppe hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Verbrennungsorgane in unseren Zellen, die Mitochondrien, bis ins kleinste Detail zu erforschen. Green war ein Mann der grossen Geste und sandte mir ein gewichtiges Paket mit mehreren hundert seiner Publikationen.



Auf eigene Faust: Schatz bei Promotion (1961).

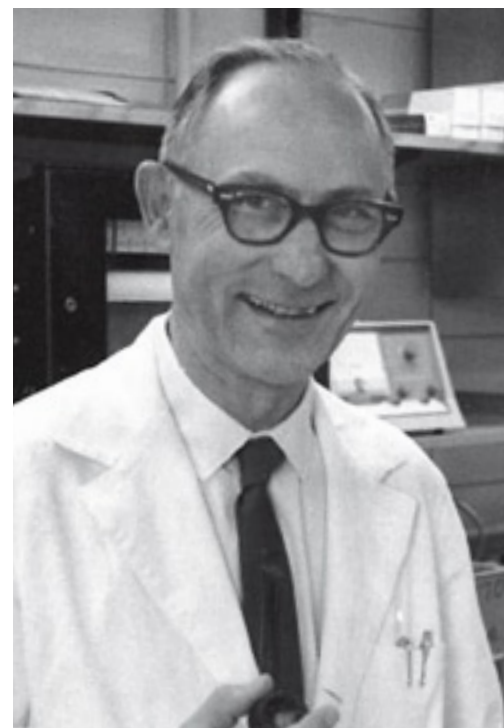
Dass dieses Paket per Luftpost kam, verstärkte nur seine Aura eines himmlischen Mannas, das mich vor dem biochemischen Verhungern in der Grazer Nachkriegswüste retten sollte. Viele dieser Publikationen gelten heute als Klassiker, und alle trugen den Stempel von Greens elegantem Schreibstil, der mich sofort begeisterte und mir meine Expedition in die Welt der Mitochondrien erleichterte.

Ich las diese Artikel zumeist auf abgelegenen Bänken in unserem Stadtpark und erfuhr, wie in jeder Zelle meines Körpers Hunderte von winzigen membranumhüllten Mitochondrien meine Nahrung verbrennen, ohne dabei Feuer oder Rauch zu entwickeln. Diese Abermilliarden glimmender Feuerpunkte waren es also, die meinen Zellen Energie und meinem Körper Wärme und Kraft schenkten! Nichts schien mir wichtiger, spannender und rätselhafter als sie. Parkbänke sind bekanntlich zum Verlieben da und verfehlten auch bei mir ihre Wirkung nicht: Sie wurden Zeuge meiner aufkeimenden Leidenschaft für diese winzigen Lebensfeuer, denen ich mein ganzes Forscherleben widmen sollte.

Aus dieser Leidenschaft heraus verliess ich meine Heimat, um mir einen Lehrmeister jenseits des Atlantiks zu suchen. Mitochondrien waren 1857 vom Schweizer Anatomen Rudolf Albert von Kölliker entdeckt und dann vorwiegend in Europa untersucht worden, doch nach Ende des Zweiten Weltkriegs arbeiteten fast alle führenden Mitochondrien-Forscher in den USA. Einer von ihnen war der ehemalige Wiener Efraim Racker, der 1938 vor dem unwiderstehlichen Wiener Charme über Dänemark und England nach New York geflüchtet war und nun dort den Energiestoffwechsel von Zellen erforschte. Ich lernte ihn 1961 in Wien

kennen, als ich eben mein Chemiestudium abgeschlossen hatte und er zum ersten Mal wieder seine Heimatstadt besuchte. Da er sich damals noch weigerte, Deutsch zu sprechen, unterhielt ich mich mit ihm auf Englisch, das ich fließend, aber nicht akzentfrei beherrschte. «Warum sprechen Sie so gut Englisch?», wollte er nach einigen Minuten wissen. Auf meine Antwort: «Weil ich ein Schuljahr in den USA verbracht habe», kam es von ihm wie aus der Pistole geschossen: «Warum sprechen Sie so schlecht Englisch?» Als wir gleichzeitig lachen mussten, legten wir den Grundstein zu unserer lebenslangen Freundschaft.

Ich hatte mir zwar bereits vorgenommen, bei David Green in die Lehre zu gehen, doch Racker beeindruckte mich derart, dass ich ihn spontan fragte, ob ich bei ihm einige Jahre über Mitochondrien forschen könne. Er sagte sofort zu, gab mir aber zu bedenken, dass sein Laboratorium für die kommenden Jahre bereits ausgebucht sei. Ich nahm die Wartezeit gerne in Kauf und übersiedelte erst zweieinhalb Jahre später nach New York. Es war der Beginn eines unsteten Wanderlebens, das meine dänische Frau und mich zu Heimatlosen machte und das ein Teil des Preises war, den viele Wissenschaftler meiner Generation bezahlen mussten, um das vertriebene Wissen nach Europa zurückzuholen.



Grosse Geste: Biochemiker Green (1910–1983).

Nach meinem Schuljahr in den USA glaubte ich, dieses Land gut zu kennen. Als wir jedoch an einem schwülen Julitag des Jahres 1964 vom niederländischen Passagierschiff «Westerdam» in New York an Land gingen, betraten wir ein Land im Schock. Die Ermordung John F. Kennedys im November des Vorjahres und die gewalttätigen Rassenunruhen im New Yor-

ker Armenviertel Harlem kurz vor unserer Ankunft hatten das Land zutiefst verunsichert, und die unaufhaltsame Radikalisierung der Bürgerrechtsbewegung begann es in zwei Lager zu spalten. Da ich im kriegsverwüsteten Österreich aufgewachsen war, erschienen mir diese Probleme nicht so bedrohlich. Ich litt jedoch unter der oft unverhohlenen Abneigung einiger jüdischer Kollegen, die mich unbewusst als Abgesandten eines Landes sahen, das so viele ihrer Verwandten und Glaubensgenossen in die Verbannung oder den Tod geschickt hatte. Erst wenige Jahre zuvor hatte ich aus einer Taschenbuchserie des deutschen S.-Fischer-Verlages von den Gräueltaten österreichischer und deutscher Nationalsozialisten erfahren und wusste nun endlich, was man mir

Meine engste Umwelt hielt mir Nazi-Verbrechen vor, die ich ebenso verabscheute wie sie.

in meiner Jugend alles verheimlicht hatte. Aus Ekel und Zorn darüber wollte ich mit meinem Heimatland nichts mehr zu tun haben – doch nun stempelte mich meine engste Umwelt als dessen Vertreter ab und hielt mir Verbrechen vor, die ich ebenso verabscheute wie sie. So sah ich mich doppelt heimatlos. Vielleicht wäre ich vorzeitig nach Österreich zurückgekehrt, wenn nicht Rackers Freundschaft mich beschützt hätte. Sie sicherte mir das Gütesiegel «Nazi-negativ» und damit das Vertrauen und schliesslich sogar die Freundschaft meiner jüdischen Kollegen.

Rätsel der Lebensfeuer

Als ich Rackers Laboratorien zum ersten Mal betrat, war ich masslos enttäuscht, denn sie waren veraltet, ungepflegt und viel zu klein. Das hohe Können und der begeisterte Einsatz aller Mitarbeiter sowie das lockere Arbeitsklima machten diese Nachteile jedoch mehr als wett. Und trotz aller politischen Wirren unterstützten die USA die Forschung wie nie zuvor in ihrer Geschichte. Nun lernte ich, wie man Mitochondrien aus Rinderherzen gewinnt und dann nach allen Regeln der biochemischen Kunst untersucht. Racker lehrte mich, Experimente sorgfältig zu planen, ihre Ergebnisse kritisch zu hinterfragen und schliesslich prägnant, aber mit allen nötigen Einzelheiten in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu beschreiben. Wie so viele deutsche und österreichische Wissenschaftler meiner Generation holte ich mir so mein wissenschaftliches Rüstzeug bei einem, den unsere Landsleute vertrieben hatten.

Kurz vor meiner Ankunft in New York hatte Racker mit seinen Mitarbeitern Harvey S. Penefsky und Maynard E. Pullman in Mitochondrien ein Eiweiss entdeckt, das die Energie der Mitochondrienfeuer in Form einer «energiereichen» Substanz speichert und so

für Zellen vielseitig verwertbar macht. Diese Substanz – Adenosintriphosphat oder kurz ATP genannt – war bereits 1929 von anderen Forschern entdeckt worden und enthält eine Kette von drei phosphorhaltigen Gruppen. Bestimmte Eiweisse in einer Zelle können das äusserste Glied dieser Kette mit Hilfe von Wasser abspalten und damit die in ATP gespeicherte Energie freisetzen. Im wässrigen Innenraum einer Zelle wirkt ATP somit wie eine aufgeladene Batterie, die sich an bestimmte Eiweisse anheftet und ihnen für ihre Aufgabe Energie spendet – sei dies für die Bewegung eines Muskels, die Teilung einer Zelle oder das elektrische Signal eines Nervs. Wenn ATP die äusserste seiner phosphorhaltigen Gruppen verloren und damit seine Energie abgegeben hat, wandert es in die Mitochondrien, welche die Gruppe ersetzen und damit die «ATP-Batterie» auf Kosten der Verbrennungsenergie wieder aufladen. Racker hatte gezeigt, dass das in seinem Laboratorium entdeckte Eiweiss dieses Wiederaufladen besorgt und sich die dafür notwendige Energie auf rätselhafte Weise vom Mitochondrienfeuer holt. Damit hatte er das Herz der Maschine gefunden, mit dem Mitochondrien die Energie ihres Feuers in der «ATP-Batterie» speichern.

Diese grossartige Entdeckung hatte weltweites Aufsehen erregt und in uns die Hoffnung geweckt, dass wir die Energieproduktion in Mitochondrien bald restlos verstehen und dann unseren Meister zu seiner wohlverdienten Nobelpreisfeier nach Stockholm begleiten würden. Wir mussten nur noch herausfinden, wie Rackers Eiweiss es zustande brachte, die Energie des Mitochondrienfeuers anzupapfen. Wir waren fest davon überzeugt, dass der Energieüberträger eine kurzlebige organische Verbindung sein müsse, die sich auf Kosten der Feuerenergie bildete und diese dann an Rackers Eiweiss weitergab. Keiner von uns zweifelte daran, dass wir diese Verbindung in kurzer Zeit aufspüren würden.

Doch trotz jahrelanger Bemühungen konnten wir diesen Energieüberträger nicht finden. Diesen Jahren biblischer Dürre fielen viele Hoffnungen und Karrieren zum Opfer. Mir blieb es dabei nicht erspart, für einige Wochen in das Laboratorium meines Wohltäters David Green zu übersiedeln und diesem beweisen zu müssen, dass einer seiner engsten Mitarbeiter aufsehenerregende Resultate gefälscht hatte. In der Hitze des Gefechts übersahen wir alle aber die Möglichkeit, dass der von uns gesuchte Energieüberträger keine kurzlebige organische Verbindung, sondern ein Konzentrationsgefälle elektrisch geladener Teilchen sein könnte, das sich mit unseren biochemischen Methoden natürlich nicht in einem Reagenzglas isolieren liess.

So war es fast unvermeidlich, dass ein nahezu unbekannter Aussenseiter, der britische Mikrobiologe und Privatgelehrte Peter Mit-



Hippie-Revolution: Cornell-Universität (1970).

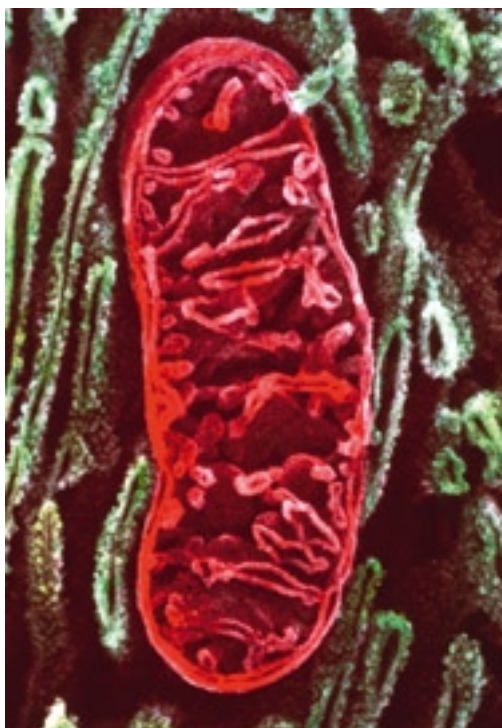
chell, des Rätsels Lösung fand: Zusammen mit wenigen Mitarbeitern zeigte er in einem abgeschiedenen Laboratorium in Cornwall, dass Mitochondrien bei der Verbrennung von Nahrung positiv geladene Wasserstoffkerne (sogenannte Protonen) austossen, dass sich ihre Membranhülle dabei elektrochemisch auflädt und dass Rackers Eiweiss die Energie dieses elektrochemischen Gradienten zum Wiederaufladen der ATP-Batterie einsetzt. Auch die Nahrungsverbrennung in Bakterien und das Einfangen von Sonnenlicht durch grüne Pflanzen liessen sich so erklären. Nun verstanden wir endlich, warum uns der gesuchte Energieüberträger jedes Mal unter den Fingern zerronnen war, sobald wir bei unseren Reinigungsversuchen die Membranhülle der Mitochondrien zerstörten: Das Konzentrationsgefälle erforderte eine trennende Membran und fiel ohne diese sofort in sich zusammen.

Brandstifter und Blumenkinder

Mitchells Idee war genial einfach und erklärte viele bis dahin rätselhafte Beobachtungen. Dennoch setzte sie sich nur langsam durch, da auch Wissenschaftler nur ungern die Siegespalme anderen überlassen. Racker war da keine Ausnahme, doch anstatt mit dem Schicksal zu hadern, ersann er zusammen mit dem deutsch-amerikanischen Biologen Walther Stoeckenius ein verblüffend einfaches Experiment, das Mitchells Hypothese überzeugend bestätigte und ihr den endgültigen Durchbruch sicherte. Dennoch blieb die Reise zur Nobelpreisverleihung des Jahres 1978 Peter Mitchell allein vorbehalten.

Als Mitchells Idee endlich ihren Sieg feierte, hatte ich Rackers Laboratorium bereits seit

längerem verlassen. Ich war mit meiner Familie zunächst nach Wien zurückgekehrt, fand mich jedoch in meiner Heimat nicht mehr zu recht und übersiedelte im Herbst 1968 als Professor für Biochemie an die Cornell-Universität im Staat New York. Seither weiss ich, was es heisst, an einer erstklassigen Universität forschen und lehren zu dürfen. Für mich und meine Familie waren die Cornell-Jahre eine wunderbare Zeit, obwohl die USA damals wiederum tiefgreifende politische und gesellschaftliche Erschütterungen durchlebten. Wenige Monate vor unserer Ankunft waren Martin Luther King und Robert Kennedy ermordet worden, die Armenviertel von Los Angeles, Detroit und anderen Städten glichen Kriegszonen, und bewaffnete schwarze Studenten setzten auf unserem Universitätsgelände Institutsgebäude und Bibliotheken in Brand.



Kraft und Wärme: Mitochondrium in Zelle.

An meinem zweiten Arbeitstag als frischbestallter Professor beförderte mich unser Dekan kurzerhand zum Nachtwächter und trug mir auf, meine Laboratorien gegen nächtliche Brandstifter zu schützen. Dieser Auftrag war offenbar selbst ihm nicht ganz geheuer, denn der erste Satz seiner schriftlichen Anweisung lautete: «Versuchen Sie nicht, den Helden zu spielen!» Also spielte ich stattdessen meine Geige und hoffte, dass die Klänge einer Bach-Partita oder notfalls auch die Dissonanzen einer Bartók-Sonate mögliche Brandstifter abschrecken und mich wach halten würden. Diesem vielversprechenden Auftakt folgten die Hippie-Revolution mit freier Liebe, «Selbsterfüllung», Drogen und Gurus jeder Färbung, Proteste gegen den Vietnamkrieg, der Watergate-Skandal, Nixons Flucht aus dem Weissen Haus – und schliesslich die erste Erdölkrise,

unter deren eisigem Hauch die Blumen der *flower children* ebenso jäh verwelkten wie die staatlichen Forschungsgelder und der Kurswert des US-Dollars.

Die Schweiz galt in diesen turbulenten Zeiten als Insel der Seligen. Als ich im Sommersemester des Jahres 1972 auf Einladung von Franz Leuthardt (dessen Lehrbuch ich mir als Grazer Student nicht hatte leisten können) Gastprofessor an der Universität Zürich war, konnten meine Frau und ich es kaum fassen, wie reich, elegant, selbstbewusst, kulturell vielseitig und kosmopolitisch die Stadt sich unseren Augen bot. An der Zürcher Universität und der ETH lernte ich viele herausragende Biologen kennen, die ihre wissenschaftlichen Sporen in den USA oder in Grossbritannien verdient hatten und den gleichen wissenschaftlichen Idealen huldigten, die ich an der Cornell-Universität schätzen gelernt hatte. Dieser Besuch liess mir bewusst werden, dass mein Europabild noch vom Österreich der Nachkriegszeit geprägt war und dass das abgeschiedene Leben in einem amerikanischen Universitätsstädtchen sich um Welten vom Glanz eines Zürich unterschied. Viele Jahre später gestand mir meine Frau, dass sie sich damals nur ungern in ihren selbstgeschneiderten Kleidern auf die elegante Bahnhofstrasse wagte.

«Unprofessorales Gehabe»

Als mir kurz darauf das neugegründete Basler Biozentrum eine Professur anbot, sagte ich sofort zu und übersiedelte im April 1974 mit meiner Familie in die Schweiz. Wiederum betraten wir ein Land im Umbruch. Die weltweiten Jugendproteste und die Erdölkrise hatten schliesslich auch vor der Insel der Seligen nicht haltgemacht und bescherten ihr Inflation, Verunsicherung und Fremdenhass. Wenige Tage nach unserer Ankunft in Basel eröffnete mir unser damaliger Rektor, dass ich die Schweiz wieder verlassen müsse, falls das Schweizervolk eine gerade laufende «Überfremdungsinitiative» gutheissen sollte. Doch die Schweiz wusste solche Probleme zu meistern und schenkte meiner Familie ein neues Zuhause und mir hervorragende Arbeitsbedingungen.

Fast alle meiner Biozentrumskollegen – ob Schweizer oder nicht – waren aus dem Ausland berufen worden und konnten es kaum erwarten, ihr Wissen und ihre Erfahrungen an Schweizer Studenten weiterzugeben. Nicht alle Kollegen an der ehrwürdigen Basler Universität jedoch wussten dies zu schätzen. Allzu saloppe Kleidung, «unprofessorales Gehabe», fehlender Respekt vor den Traditionen unserer Fakultät, mangelnde Deutschkenntnisse, häufige Auslandsreisen und ganz allgemein «amerikanische Unsitten» waren nur einige der Vergehen, die man uns meist hinter unserem Rücken vorwarf. Selbst unser Arbeitseifer erregte Ärgernis, weil – wie ein anonymer Anrainer es in seinem Beschwerdebrief aus-

drückte – «die nächtlichen Lichter aus dem Biozentrum sein Eheleben störten». Und vielen Baslern «stiess es auf», dass wir Lebewesen als chemische und physikalische Objekte untersuchten. Allein schon der Begriff «Molekularbiologie» war für sie eine barbarische Entweihung des Lebens. Und als wir dann gar bei der Entwicklung der modernen Gentechnologie an vorderster Front dabei waren, sahen viele in uns ein Symbol von Naturverachtung und wissenschaftlichem Grössenwahn.

An der Cornell-Universität und in der Schweiz arbeitete ich an der Frage, wie Mitochondrien in lebenden Zellen gebildet werden. Obwohl ich so an der Aufklärung der ATP-Bildung in Mitochondrien nicht mehr direkt beteiligt war, konnte ich die atemberaubende Schlussphase dieses Rennens in allen Einzelheiten mitverfolgen. Sie war geprägt von einem explosiven Gemisch aus schwachen experimentellen Bewei-

Der Begriff «Molekularbiologie» galt als barbarische Entweihung des Lebens.

sen und starken Egos, von Missverständnissen und wissenschaftlichem Betrug und schliesslich sogar von bitterem Streit um die Vaterschaft von Mitchells Entdeckung.

Seither sind drei Jahrzehnte ins Land gegangen, und Mitchell, Racker und Green sind nicht mehr unter uns. Dank ihnen und vielen anderen verstehen wir heute, wie atmende Zellen die Energie ihrer Feuer als ATP speichern. Diese Erkenntnis ist eine der grössten wissenschaftlichen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts. Sie steht ebenbürtig neben der, dass unser Erbmolekül DNS als Doppelstrang vorliegt. Mitchells Idee zeigt wie kaum eine andere, dass wir grundlegend neue Erkenntnisse nicht organisierten Gruppen, sondern einzelnen genialen Menschen verdanken.

Dennoch lebt Wissenschaft auch von der Gemeinschaft der Wissenschaftler und der Weitergabe des Wissens an die, welche auf uns folgen. Wissenschaft ist ein Vertrag zwischen den Generationen. Selten war eine wissenschaftliche Generation so auf diesen Vertrag angewiesen wie die meine. Und selten hatte eine so viel Berechtigung, ihn zu kündigen, wie die der Vertriebenen. Dass sie dies nicht tat, erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit. Denn als David Green mich für die Mitochondrienfeuer begeisterte und Efraim Racker mich lehrte, sie zu erforschen, erfüllten sie ohne Zögern diesen Vertrag – und veränderten so mein Leben.

Gottfried Schatz, geboren 1936, studierte in Graz Chemie und Biochemie, lehrte und forschte an der Cornell-Universität in den USA und am Basler Biozentrum. Er ist Träger renommierter Preise und Ehrungen und war in jungen Jahren als Geiger an mehreren Opernhäusern tätig. Gerade erschien sein Buch «Jenseits der Gene. Essays über unser Wesen, unsere Welt und unsere Träume» NZZ Libro. 184 S., Fr. 38.90.

Gedanken an Glamour, Ruhm, Sex

Keine Opernsängerin hat die Welt in den letzten Jahren so bewegt wie Anna Netrebko. Ihre Karriere ist märchenhaft, auch wenn sie in letzter Zeit Rückschläge erleiden musste. Die Klassikschweiz wartet ungeduldig auf ihre drei Zürcher Auftritte. Ein persönlicher Rückblick. *Von Christian Berzins*

«Braaavaaaa!» Die Freude musste herausgebrüllt werden, ganz egal, ob links und rechts die Kritikerkollegen Reflektiertes in ihre Notizhefte kritzelten. So hatte ich die Auftrittsarie der Donna Anna in all den zwanzig vergangenen Opernjahren noch nie gehört. Der Kalender zeigt den 27. Juli 2002.

Das Epizentrum der Lust liegt im grossen Festspielhaus in Salzburg. Ein neuer «Don Giovanni» steht an. Für die Festspielfreunde fallen Weihnachten und Ostern zusammen. Schnell werden die Gesichter lang: eine verstörende Regie, ein Einspringer als Leporello, ein blasser Titelheld, ein Dirigent mit merkwürdigen Tempi. Aber eben: Im gelben Prada-Kleidchen saust ein Wirbelwind mit langen Beinen über die Bühne und singt wie eine Heroïn aus alten Festspieltagen. In der Pause schielt jeder ins Programmheft: «Anna Netrebko, geboren in Krasnodar, Russland.» Keiner kennt sie. Zum Schluss erhält die Unbekannte den grössten Applaus, darauf vom Wiener Staatsoperndirektor einen Vertrag.

Nach der Aufführung lädt die Deutsche Grammophon zum Empfang zu Ehren der Mezzosopranistin Magdalena Kozená. Das blonde Opernkücken steht unsicher, in einen grauen Sack gehüllt und leicht gebückt in der Förderer-Lounge. Als die damals 31-jährige Anna Netrebko in einem hauchdünnen Stoff von der Grösse dreier Taschentücher und mit Absätzen so lang und dünn wie eine Zahnbürste in den Saal schwebt, ist Kozená vergessen. Neben der Witwe Karajan darf Netrebko Platz nehmen – und von der einflussreichen Frau hören, dass der verstorbene Ehemann bestimmt Freude an ihr gehabt hätte. Ich trete auf die Russin zu und sage, dass sie mich an Wilma Lipp erinnert habe: eine Wiener Koloratursopranistin, die unter Karajans Leitung die Königin der Nacht mit kindlicher Stimme, aber voller Kraft gesungen hatte. Netrebko schaut mich mit grossen Augen fragend an. Sie hat offenbar von Lipp noch nie etwas gehört. Doch sie lächelt hinreissend.

Netrebkos Lächeln wird bald tausendfach reproduziert. Das Sopranmodell posiert so, dass das Vorne und Hintere(r)n bestens ausgeleuchtet werden. Sie lässt sich fotografieren, wie sie beim Dessertessen lüstern den Löffel abschleckt, und setzt sich für den Werbespot eines Telefonanbieters in eine Badewanne. Auf der Opernbühne schlägt ihr Showtalent in extrovertierte Schauspielkunst um. Und dazu diese Stimme voller Leid und Eleganz!

Stimpfpapst Jürgen Kesting schreibt in seinem Epos «Die grossen Sänger» (2008), Netrebko habe einen Platz in der Psyche derer besetzt, deren Gedanken um Glamour, Ruhm, Sex und gesellschaftliche Erwähltheit kreisten. Immerhin vergisst er nicht, ihre Stimme zu loben.

Die Deutsche Grammophon nimmt sich der Russin an. Ein erstes Rezital ist 2003 schnell eingespielt: Es verkauft sich über 100 000 Mal. Eine unheimliche Zahl in der Klassikszene, weltweit ein Erfolg. Das Folgerezital «Sempre libera» wird allein in Deutschland 265 000 Mal verkauft, sie füllt ganze Stadien. Auch ihren Auftritt im November 2005 im Zürcher Hallenstadion wollten 8000 Menschen sehen. Bis heute ihr einziger Schweizer Abend. Netrebkos (Verkaufs-)Potenzial ist längst nicht ausgeschöpft. In Frankreich und Italien kennt sie niemand. Auch Amerika will erst erobert werden.

Im «Jahr 1» nach ihrem Erscheinen in Salzburg habe ich den ersten Interviewtermin mit ihr. Freitag, 14 Uhr, Kaffeehaus «Tomaselli». Netrebko kommt nicht, ihre Nase läuft, sie muss das Gespräch und ein Konzert absagen.

Frischer Orangensaft

Ein nächster Interviewtermin findet sich, ein Mittwoch im Oktober, Kaffeehaus «Gilli» in Florenz. Doch statt in Florenz die Susanna in «Le nozze di Figaro» zu singen, zieht es Netrebko nun vor, in San Francisco die spektakuläre Titelrolle in Donizettis «Lucia di Lammermoor» zu geben. Der Termin entfällt erneut. Auch aus dem nächsten im März 2004 in Ferrara wird nichts. Der Grund: Im Februar wird die Russin in Deutschland von einer Medienwelle überrollt, die ihresgleichen im Klassikmarkt sucht. Der Rummel wird ihr zu gross. Später erzählt sie sogar, sie habe überlegt, ob sie ihren Job an den Nagel hängen solle.

Dann, endlich, an einem Mittwoch im Februar 2007, sitzt Netrebko in Hotpants in einem Salon des Pariser Hotels «Crillon» an der Place de la Concorde vor mir. Nach einer halben Stunde steht sie auf und bietet frischgepressten Orangensaft an. Dem Gespräch tut's gut. Der Anfang ist harzig. «Hier ist eine Frau, die glücklich oder unglücklich ist: sich aber niemals langweilt», zitiere ich. «Wissen Sie, über welche Frau ich spreche?» – «Nein» murmelt Netrebko, aber ihre Augen werden erwartungsvoll gross, scheinen zu fragen: «Bin ich das?» – «Es ist eine russische Frau, ihr Name ist Anna.» Netrebko macht ein sehr süsses «Oh!». Die Augen scheinen auszudrücken: «Dann bin's

wohl tatsächlich ich?» – «Es ist Tolstois Romanheldin Anna Karenina», sage ich und frage: «Trifft die Aussage auch auf Sie zu?» Netrebko wirkt enttäuscht, sagt aber freundlich: «Wahrscheinlich schon. Mein Leben ist zurzeit sehr spannend. Allerdings bin ich manchmal auch gelangweilt. Es gibt nämlich Menschen, die reden, reden und sagen doch nichts.»

Die Ermahnung des Managers schiesst mir durch den Kopf, ich dürfe nichts Privates fragen, aber durchaus über Lifestyle sprechen. «Das Glück strahlt aus Ihren Augen», sage ich. «Aber kann man glücklich sein, wenn man als Künstlerin Vollkommenheit anstrebt?» Als Antwort folgen kühle Phrasen, die so gar nicht zu Netrebkos Bühnenleidenschaft passen wollen. «Ich bin längst nicht für alle perfekt, denn ich kann nicht jedem Geschmack genügen. Damit kann ich leben. Ich glaube nicht, dass ich die Opernwelt im Sturm erobert habe – ich bin immer noch auf dem Weg und nicht mal sicher, ob ich es schaffe. Immerhin: Es gab Kritiker, die mochten mich vor fünf Jahren nicht, und jetzt mögen sie mich. Das heisst, dass ich hart und gut arbeite.»

Netrebko bestätigt sich durch harte Arbeit immer wieder. Ihre Salzburger «Traviata» im Jahr 2005 wird zu einem unheimlichen Triumph. Der ORF überträgt live, 1,5 Millionen Zuschauer. Ein Jahr darauf lässt sie sich über-

«Es gab Kritiker, die mochten mich vor fünf Jahren nicht, und jetzt mögen sie mich.»

raschenderweise ganz ins Ensemble einbinden, singt die Rolle der Susanna in Mozarts «Nozze di Figaro». Kritikerkollegen, die der Rummel um Netrebko nervt, stellen fest, dass Christine Schäfer, die den Cherubino singt, mehr Applaus erhalte. Als ob das in einem «Figaro» nicht immer so wäre.

Nach fünf Jahren «Annamania» ist der Zauber ungebrochen. Oft tritt Netrebko zusammen mit dem Tenor Rolando Villazón auf. Ein Traumpaar auf der Bühne.

Privat läuft nichts: Villazón ist verheiratet, hat zwei Kinder. An Netrebkos Seite gibt es einen Mann, von dem niemand Notiz nehmen will. Sie tut so, als ob sie allen gehöre. Dann aber lernt Netrebko den aufstrebenden Bassbariton Erwin Schrott kennen: Schnell ist die Sopranistin von ihrem langjährigen Begleiter, dem absteigenden Bassbariton Simone Alber-



«Harte und gute Arbeit»: Opernstar Netrebko.

ghini, getrennt – und von Schrott schwanger. Einem News-Magazin werden die Rechte für die ersten Babyfotos verkauft. Im Juni 2008 hat sie den letzten Auftritt vor der Babypause. Jedenfalls auf der Bühne. Bei den Salzburger Festspielen ist sie in den Strassen so präsent wie noch nie: Anna am langen Holztisch im Restaurant «Triangel», Anna beim Gang ins Festspielhaus, Anna mit Freundin beim Italiener, Anna auf einer Party. Und immer an ihrer Seite: Salzburgs Leporello Erwin Schrott.

Die Manager haben für die Zeit der Bühnenabstinenz vorgesorgt: Im Sommer 2008 gelangt eine Opern-CD, im Herbst das Soloalbum «Souvenir» in den Verkauf. Das Rezital bricht alle Rekorde. Doch jenen, die normalerweise keine Opern hören, klingt es zu sehr nach Oper; jenen, die Oper wollen, zu wenig. In der Schweiz gehen etwas mehr als 6000 Stück über den Ladentisch, weltweit 180 000 – das ist sehr viel, aber einiges weniger als bei früheren Netrebko-CDs.

Magerer Applaus

Umso heftiger wurde die Werbetrommel für die Verfilmung von Puccinis «Bohème» gerührt. Weil der Regisseur lauter Opernklischees bedient, muss man als Kritiker schreiben, wie schlecht der Film ist. In der Schweiz sahen den Film bloss 4108 Besucher.

Beweisen musste sich Netrebko nach der Babypause auf der Bühne – etwa Anfang Januar in St. Petersburg in Donizettis «Lucia di Lammermoor». Ihr Gesang wird bejubelt, die Bilder auf den Blogs werden spöttisch kommentiert: Ob das eine neue Wagner-Heroine sei, wird gefragt. Aus Netrebko wird «Fatrebko».

Einige Tage später singt sie dieselbe Rolle in New York. Für kurze Zeit kursiert von der Aufführung im Netz der Mitschnitt der Wahnsinnszene: «Mein Hund singt eine bessere Lucia», heisst es nun in den Kommentaren. Sowohl in der Arie wie in der Stretta verhaut Netrebko den Schlussston und umgeht so manche Koloraturschwierigkeit. Der Applaus ist mager.

Vorbei die Annamania? Im März erklärte die Sängerin im Londoner *Telegraph*, sie sei erkältet gewesen, habe aber unbedingt singen wollen. Aufbauendes kam von Anthony Tommasini, Grosskritiker der *New York Times*. Er hörte auch viel Grossartiges, ja, er fühlte sich durch Netrebko gar an Maria Callas erinnert.

Auch die Schweizer Opernfreunde lassen sich die Vorfreude nicht verderben, warten sehnsüchtig auf Netrebkos Ankunft im April im Opernhaus Zürich. Singen wird sie in Verdis «Traviata» – und hoffentlich an ihre Salzburger «Traviata» von 2005 erinnern: Damals war die Kombination ihrer Bühnenpräsenz mit der überragenden Stimme hinreissend.

Anna Netrebko: Souvenirs. DG 2008

Bellini: I Capuleti e i Montecchi. Netrebko, Garanca u. a. DG 2009.

Opernhaus Zürich: La Traviata. 22., 26., 29. April

Die Erschiessung des Ernesto G.

Er verehrte Stalin, liess Hunderte von Menschen exekutieren, träumte vom Atomschlag gegen die USA und trieb Kuba in den Ruin – hinter der Guerilla-Ikone Ernesto «Che» Guevara verbirgt sich ein fanatischer Tyrann. Doch das Klischee des Idealisten ist stärker als jede Realität. *Von Alex Baur*



«Marlboro-Mann der Linken»: Revolutionär Guevara in den 1960ern in Kuba.

42 Jahre nach seinem Tod ist «Che» Guevara, die Ikone der Guerilla, in Hollywood angelangt. In einem Zweiteiler hat Steven Soderbergh die Abenteuer des kubanischen Revolutionärs verfilmt. Entstanden ist ein Heldenepos («Der Anti-Rambo», *Weltwoche* Nr. 13.09), das die Propaganda-Cracks in Havanna wohl vor Neid erblassen liess: Che als barmherziger Samariter, als furchtloser Kamerad, als weiser Lehrer und gerechter Richter, der das Gute wollte und am Bösen scheiterte. Kaum ein Klischee, das man vom «Jesus Christus mit der Knarre» (Wolf Biermann) kennt, wurde ausgelassen. Die weitgehend unbekanntes, die düstere Seite des Stalin-Fans Guevara, der zahllose Menschenleben auf dem Gewissen hatte und ein blühendes Land in den Ruin trieb, wird gnadenlos ausgeblendet.

Die Lüge um Che Guevara beginnt dort, wo der erste Teil des Films aufhört: am Neujahr-

tag 1959, als die bärtigen Guerilleros in Havanna von einer jubelnden Menge empfangen werden. Freie Wahlen hatten sie versprochen, die Wiederherstellung der Verfassung von 1940. Heute, ein halbes Jahrhundert später, wartet Kuba immer noch auf die Einlösung dieser Versprechen. In Wahrheit wurde eine morsche Diktatur durch eine andere, nicht minder korrupte, aber ungleich effizientere Diktatur abgelöst. Wer nicht zu den Profiteuren des Machtzirkels gehörte, musste kuschen oder auswandern. Über zehn Prozent der Bevölkerung sind von der Insel geflüchtet, oft unter Lebensgefahr, um in der Fremde bei null anzufangen. Tausende von vermeintlichen oder tatsächlichen Regimekritikern landeten im Gefängnis und in Arbeitslagern.

Die Parallelen zwischen dem Diktator Fidel Castro und seinem Vorgänger Fulgencio Batista sind frappant. Batista hatte sich, wie sein

Nachfolger, in den 1930er Jahren aus taktischen Überlegungen mit den Kommunisten verbündet. Mit sozialen Errungenschaften wie dem Achtstundentag holte er sich anfänglich Sympathien beim Volk. Im Gegensatz zu Castro bestand Batista 1940 immerhin eine Volkswahl. Vier Jahre später trat er von seinem Präsidentenamts zurück, so wie es die Verfassung vorsah, die er selber mitgestaltet hatte. Doch die Demokratie war von kurzer Dauer. 1952 putschte sich Batista, mit Unterstützung der USA, zurück an die Macht.

Ernesto Guevara, Sprössling einer mittelständischen Familie baskisch-irischen Ursprungs, studierte damals Medizin in Buenos Aires. Während der Semesterferien trampelte er, ein Pionier des Rucksacktourismus, durch Südamerika. Die Armut in den peruanischen Anden schockierte den Argentinier, der an ein europäisches Niveau gewöhnt war. Nach dem

Staatsexamen bereiste er Zentralamerika, ziellos. Der junge Arzt wusste nur, was er nicht wollte: das mittelständische Leben, das ihn zu Hause erwartete. In Guatemala ging ihm das Geld aus. Papa wollte einen Scheck überweisen, Ernesto lehnte ab. Mit 25 Jahren wollte er endlich selbständig werden.

Hilda Gadea, eine exilierte Kommunistin aus Peru, nahm den abgebrannten Argentinier auf und brachte ihm das A-B-C des Marxismus bei. Mit Erfolg. Ende 1953 schrieb Guevara seiner Tante Beatriz: «Vor einem Bild des alten, betrauten Stalin habe ich geschworen, nicht eher zu ruhen, bis diese kapitalistischen Kraken vernichtet sind.» Fortan unterschrieb er seine Briefe auch mal mit «Stalin II».

Im Juni 1954 erlebte Guevara in Guatemala den Sturz der demokratisch gewählten Regierung Arbenz durch US-Söldner. Zusammen mit Gadea, die für das Agrarministerium gearbeitet hatte, flüchtete er nach Mexiko. Die beiden heirateten, als Trauzeugen waltete ein gewisser Raúl Castro, den die beiden in einer Herberge kennengelernt hatten. Zusammen mit seinem Bruder Fidel schmiedete der Exilkubaner Pläne für einen Guerillakrieg. Guevara schloss sich dem Grüppchen an. In Mexiko knüpfte er auch erste Kontakte zu sowjetischen Agenten. Im Dezember 1956 setzte die Truppe nach Kuba über. Hilda Gadea blieb mit der gemeinsamen Tochter zurück.

Bereits als Dschungelkämpfer war «Comandante Che», wie man den Argentinier nannte, wegen seiner Disziplin aufgefallen, aber auch ob seiner Brutalität. Es war kein Zufall, dass ihm Castro 1959 nach der Machtübernahme die Leitung des berüchtigten Gefängnisses La Cabaña anvertraute. Dort liess Guevara Hunderte von angeblichen Regimegegnern hinrichten. Unter sowjetischer Anleitung baute er die G-2 auf, eine politische Geheimpolizei nach dem Vorbild des KGB. Guevara war auch für das Arbeitslager Guanahacabibes zuständig, wo «Devianten» – womit insbesondere auch Schwule gemeint waren – zu strammen Sozialisten umerzogen wurden.

Bis 1961, als er den sozialistischen Charakter seiner Revolution proklamierte, hatte sich Fidel Castro stets als Antikommunist gegeben. Comandante Che dagegen machte aus seiner orthodox marxistischen Gesinnung nie einen Hehl. 1957 gelang es ihm, den kommunistischen Partido Socialista Popular in die Guerilla einzubinden. Für die bürgerliche Demokratie, das offizielle Ziel der Guerilla, hatte er nur Verachtung übrig. Das Individuum war für ihn wertlos, allein das Kollektiv zählte. Guevaras Ziel war die Schaffung des «neuen Menschen».

Fidel Castro erklärte ein soziales Schul- und Gesundheitssystem zum Markenzeichen seines Regimes. Tatsächlich hat noch jeder Caudillo seinen Machtanspruch mit dem vermeintlichen Volkswohl legitimiert. Obwohl kostenlose Schulen und Spitäler für die Armen



Unverbindlich: Model Bündchen in Che-Bikini.

in Lateinamerika längst zum Standard gehören, gelang es Castro, der aufkeimenden Dritte-Welt-Bewegung seine Diktatur als Akt der Befreiung zu verkaufen. Dabei leistete ihm ein in seiner Einfachheit geniales Bild, das stärker war als jede Realität, unbezahlbare Dienste: das Konterfei von Ernesto «Che» Guevara mit wallendem Haar unter dem Béret und dem sehnsüchtigen Blick in die Unendlichkeit – die perfekte Inszenierung des Freiheitskämpfers, die keiner erklärenden Worte mehr bedarf.

«El Che», das war die Ikone der 68er schlechthin. Instinktiv hatten sie den weissen Mittelklassensprossling, der selbst im Dschungel stets eine Rolex am Arm trug, als einen der Ihren erkannt. Das Bild, das sich bereits zu Guevaras Lebzeiten von der realen Figur losgelöst hatte, verselbständigte sich im Lauf der Jahre komplett. Das Poster mit dem «Marlboro-Mann der Linken» (*Taz*) zierte auch heute noch manche Teenagerbude, ohne dass man sich fragt, was es genau bedeutet. Es hat mit Rebellion zu tun, ist sexy, aber auch unverbindlich – ob auf

In Moskau irritiert Che die Gastgeber, weil er Blumen an Stalins Grab niederlegen will.

dem Décolleté von Gisele Bündchen oder als Tattoo auf Maradonas Arm. Das Label «Che» prangt auf Luxustaschen, Jeans oder Wodkaflaschen, in Amerika gibt es sogar ein Waschmittel: «Che washes whiter».

Auf Konfrontationskurs mit den USA stand das Castro-Regime von Anfang an. Das Motiv war eher historischer denn ideologischer Natur. Seit 1898, als US-Truppen die Insel ungebeten von der spanischen Krone «befreiten»,

stand Kuba bis 1934 faktisch unter amerikanischer Herrschaft. Die Militärbasis Guantanamo halten die ungeliebten Yankees bis heute besetzt. Castros Furcht vor einer US-Invasion war begründet, sein Bündnis mit der Sowjetunion rein strategischer Natur.

Was weniger bekannt ist: Che Guevara persönlich hatte die Verträge ausgehandelt, mit denen sich Kuba während des Kalten Krieges unter die sowjetische Schirmherrschaft begab. 1960 hatte er China, Nordkorea und die Sowjetunion bereist. Guevara schwärmte von Kim Il Sung und Mao Zedong. In Moskau irritierte Guevara seine Gastgeber zwar, weil er entgegen dem dringenden Rat seines Botschafters darauf bestand, Blumen an Stalins Grab niederzulegen. Für ihn waren Chruschtschows Reformen ein Verrat an der reinen Lehre. Doch der Kooperation tat das keinen Abbruch.

Guevara bewunderte Stalin nicht nur, er eiferte ihm auch nach. Nach seinen Vorgaben wurde bereits 1959 eine Kollektivierung der kubanischen Landwirtschaft befohlen, die er später als Industrieminister umzusetzen versuchte. In der Folge brach die Produktion völlig zusammen. Kuba, vor der Revolution eines der reichsten Länder Lateinamerikas, hat sich von diesem Kahlschlag nie mehr erholt.

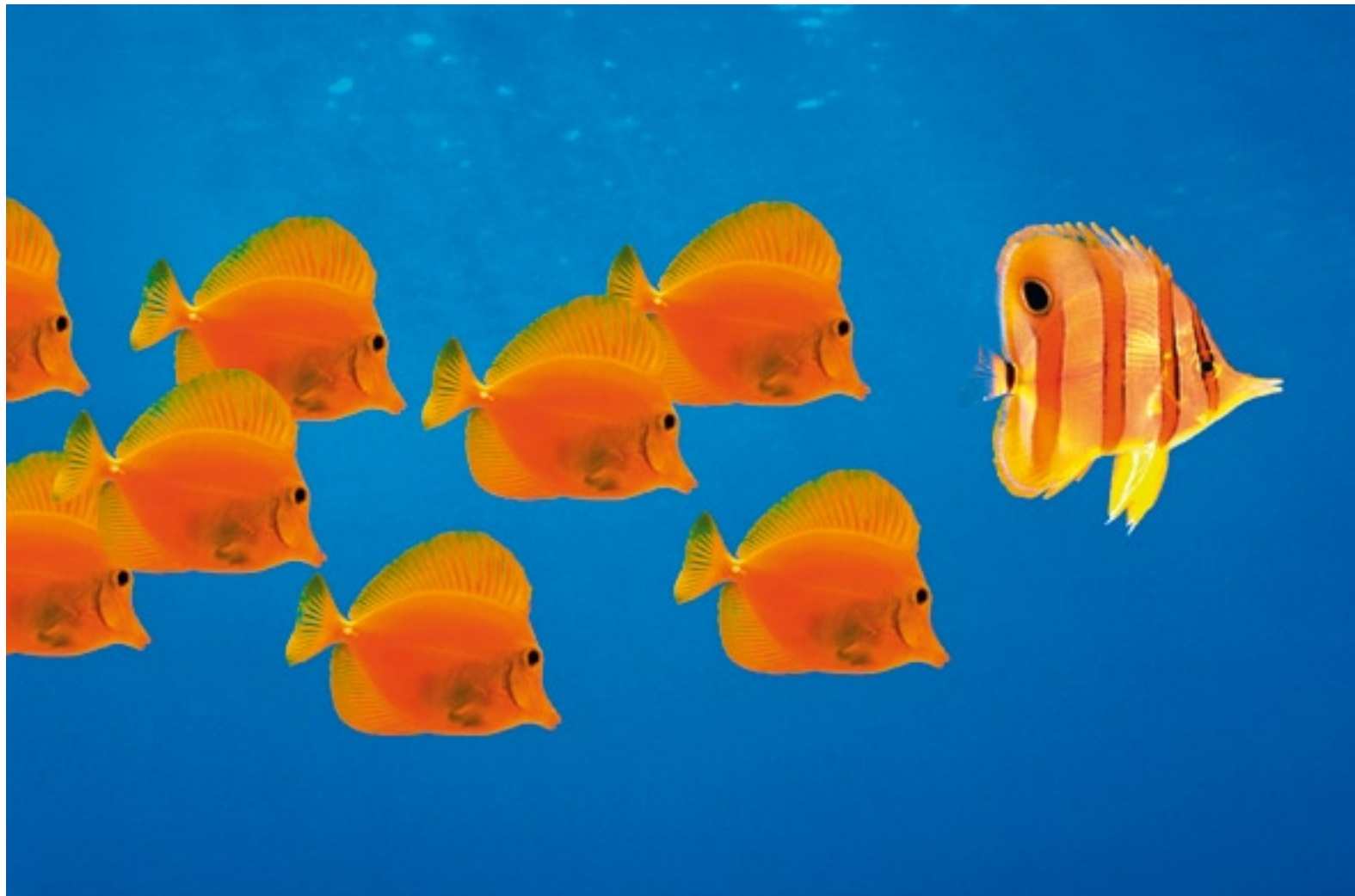
Opfer des eigenen Verrats

Ende August 1962 reiste Guevara erneut nach Moskau, um die Stationierung von Atomraketen auf Kuba auszuhandeln. Das Vorhaben brachte die Welt an den Rand einer nuklearen Katastrophe. Guevara hat den Sowjets nie verziehen, dass sie die Raketen – die er gemäss einem Interview mit dem britischen *Daily Worker* bei Bedarf, ohne zu zögern, vornehmlich gegen New York gerichtet hätte – auf amerikanischen Druck hin wieder abzogen. Seinen Bruch mit Moskau machte Guevara 1965 an einer Konferenz in Algier öffentlich. Damit wurde er untragbar für das Castro-Regime, das den Sowjets auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war; sang- und klanglos verschwand er in der Folge aus allen öffentlichen Ämtern.

Von all dem ist im Film nichts zu sehen, der erst in einem bolivianischen Dschungelcamp wieder einsetzt, wo Comandante Che sein letztes Guerilla-Abenteuer antritt. Die Expedition mündet in ein Desaster. Die Indio-Bauern verweigern dem weissen Argentinier, der sie angeblich befreien will, die Gefolgschaft. Guevara ist Opfer des eigenen Verrats geworden: Er hatte offenbar nicht begriffen, dass ihm die Menschen in Kuba gefolgt waren, nicht weil er den Sozialismus predigte, sondern weil man ihnen Demokratie versprochen hatte. Am 8. Oktober 1967 wurde Che Guevara von regulären Soldaten gefasst und am Folgetag standrechtlich erschossen – genau so, wie er selber Hunderte von Menschen in den Tod geschickt hatte. Doch im Gegensatz zu seinen Opfern blieb Ernesto «Che» Guevara als Held in Erinnerung. ○

Stumme Intelligenzbestien

Verhaltensforscher entdecken unter Wasser Erstaunliches: Fische können zählen, sie benutzen Werkzeuge und merken sich Informationen jahrelang. Andere lösen Probleme oder zeigen bemerkenswertes Talent zum Taktieren. Kann der Mensch von Fischen lernen? *Von Till Hein*



Besonders clever, wenn es um sozialen Status geht: Gelbe Segelflossendoktor-Fische.

Ein junger Goldfisch schlängelt sich im Slalom zwischen Kippstangen hindurch. Ein zweiter, der prächtig gelb-orange schillert, schwimmt anmutig durch diverse Reifen. Dann beginnen zwei Goldfische, Fussball zu spielen, und versuchen, die Kugel mit der Stirn ins Tor des Gegners zu bugsieren. Jens Krause fiebert mit, wie neulich bei der Champions League. «Eindrucksvoll, nicht wahr?», schwärmt er nach dem Schlusspfiff.

Professor Krause ist Fischforscher. Seit bald zehn Jahren leitet der Biologe mit der langen blonden Mähne das *Krause lab* an der University of Leeds in Mittelengland. Zur Entspannung sieht er sich auf dem Laptop oft die Videoaufzeichnungen von Goldfisch-Wettkämpfen an. Er ist begeistert, was für Kunststücke die Fische lernen, wenn man nur geduldig mit ihnen übt und sie regelmässig mit Futter belohnt.

Krause selbst aber hat ehrgeizigere Ziele, als Goldfischen das Toreschiessen oder Hürdenschwimmen beizubringen. Er will verstehen, wie Fische denken. Kürzlich hat er mit Kollegen das Standardwerk «Fish Cognition and Behavior» herausgegeben, einen Wälzer über Sozialverhalten und kognitive Prozesse bei Fischen. «Das Geistesleben dieser Tiere wird völlig unterschätzt», sagt er. Auch wenn das, betrachtet man die Guppys, Stichlinge und Moskitofische in den Aquarien seines Labors, schwer zu glauben ist – zu belämmert glotzen sie durch die Glasscheiben heraus.

Elefantengedächtnis

Doch man darf sich von ihnen nicht täuschen lassen: Manche Fische können Informationen monate- oder gar jahrelang im Gedächtnis behalten: Zoologen brachten Forellen bei, einen Hebel herunterzudrücken, um Futter

zu bekommen. Später entfernten sie die Hebelstange und fütterten die Tiere drei Monate lang, ohne dass die sich dafür anstrengen mussten. Als die Forscher die Hebelvorrichtung wieder installierten, wussten die Fische sofort, was sie zu tun hatten, um ans Futter zu gelangen.

Welse haben sogar ein Elefantengedächtnis: Charles Eriksen von der University of Illinois (USA) rief immer «Fish, fish!», bevor er sie fütterte. Neunzehn Stück kamen schon nach wenigen Tagen auf den Lockruf hin angeschwommen. Drei Monate später übernahmen andere Leute die Fütterung – ohne verbal zu locken. Erst ein Jahr später rief Eriksen die Fische erneut. Im Nu schwammen vierzehn Exemplare herbei. Nach weiteren fünf Jahren Pause unternahm er noch einen Versuch. Verblüfft beobachtete er, dass gleich beim ersten «Fish, fish!»-Ruf neun Welse herbeigeschossen kamen.

Doch bedeutet ein gutes Gedächtnis allein schon Intelligenz? Menschen und Schimpansen würden zum Beispiel Werkzeuge gebrauchen, wenden Fachleute ein. «Fische auch», entgegnet Jens Krause. Riffbarsche etwa nehmen Sand ins Maul und spucken ihn kraftvoll auf Felsplatten, um verkrustete Beläge zu lösen. Dann reiben sie den Fels sorgfältig mit den Flossen sauber. Erst auf der blitzsauberen Steinoberfläche legen sie ihre Eier ab.

Buntbarsche aus Südamerika wiederum verwenden Blätter als Kinderwagen. Bevor sie darauf ablaichen, testen sie unterschiedliche Modelle und suchen das beste aus. Sobald sich ein Raubfisch nähert, schnappt sich der Vater oder die Mutter das Blatt mit dem Maul und zieht es an einen anderen Ort.

Besonders clever, erzählt Krause, seien Fische, wenn es um den sozialen Status geht. Sie merken sich genau, mit welchen Artgenossen sie bereits gekämpft haben. Stichlinge, Buntbarsche und Forellen zeigen in Experimenten weniger Aggression, wenn sie zu einem ehemaligen Gegner ins Becken gegeben werden: Die Hierarchie ist klar; man muss sich nichts mehr beweisen.

Siamesische Kampffische behalten sogar im Gedächtnis, wer sie bei Revierstreitereien beobachtet hat. Amerikanische Forscher liessen zwei Männchen gegeneinander antreten – mit einem Weibchen als Zuschauer. Anschliessend wurden die Männchen einzeln in neue Aquarien gesetzt: links flankiert von der Zuschauerin des Kampfs, rechts von einem unbekanntem Weibchen. Die Sieger aus den Zweikämpfen vertrieben sich mit beiden Weibchen gleich lang die Zeit. Verlierer hingegen widmeten dem neuen Weibchen, das sie nicht als Versager erlebt hatte, deutlich mehr Aufmerksamkeit. Bei ihr rechneten sie sich bessere Chancen aus als bei der Augenzeugin ihrer Niederlage.

Machiavelli wäre stolz

Wahre Intelligenzbestien unter den Fischen untersucht Professor Redouan Bshary von der Universität Neuenburg: Er konnte nachweisen, dass Putzerlippfische über eine geradezu machiavellistische Schläue verfügen und ihr Umfeld ähnlich geschickt manipulieren, wie das einst der berühmte Philosoph der Macht aus der Renaissance postulierte.

Ein solcher Putzerlippfisch kann mehr als 2000 Klienten aus 100 unterschiedlichen Arten pro Tag bedienen: Fische, die in der Gegend ansässig sind – also potenzielle Stammkunden – und Gelegenheitskunden, die jederzeit zu einer anderen Putzstation abwandern könnten. Und die Putzer scheinen das ständig im Hinterkopf zu haben, hat Bshary festgestellt. Gelegenheitskunden kommen sofort an die Reihe, Stammkunden hingegen müssen Wartezeit einplanen. Und während die Lippfische neuen Klienten einen erstklassigen Service bieten,

sind sie bei Stammkunden nachlässiger und fressen ihnen in der Eile schon mal eine Schuppe aus der Haut.

Klienten, die so gebissen werden, reagieren aggressiv, pöbeln die Putzerfische an – und manche kommen nie wieder. Um sie zu besänftigen, haben sich die Lippfische daher einen Trick einfallen lassen: Sie massieren aufgebraute Klienten sanft mit den Flossen. Die geraten dann in eine Art Trance und scheinen das zu geniessen.

Was noch verblüffender ist: Putzerlippfische arbeiten sorgfältiger und beißen ihre Klienten seltener, wenn die Warteschlange vor ihrer Putzstation lang ist, also viele potenzielle Kunden zuschauen, so Bshary. Ausserdem hätscheln die cleveren Unterwasser-Kosmetiker Raubfische öfter als Fische, die für sie keine Gefahr darstellen, und hungrige Raubfische wiederum häufiger als solche, die gerade gefressen haben.

«In gewissem Sinne besitzen Fische auch Kultur», behauptet Professor Jens Krause. Eine gängige Definition von Kultur lautet nämlich: «Gruppentypische Verhaltensmuster, die von Gemeinschaften geteilt und durch soziales Lernen von Generation zu Generation weitergegeben werden.» Das aber lasse sich bei Fischen nachweisen, so der Forscher: Zieht eine Gruppe von Fischen beispielsweise in ein neues Aquarium um, so behalten die Tiere ihre Gepflogenheiten bei. Verpflanzt man aber Einzeltiere in andere Gruppen, übernehmen sie deren Verhaltensmuster.

Und das geht schnell: Denn Fische sind erstklassige Beobachter. Kevin Laland von der University of St. Andrews in Schottland hat untersucht, wie Guppys allein durchs Zusehen lernen. Einige dressierte der Verhaltensforscher, in einer Plexiglasröhre senkrecht nach oben zu schwimmen, um zum Futter zu gelangen – was Guppys sonst nie tun. Hinter einer Glasscheibe zuschauende Guppys guckten sich den Trick ab. Als die ersten Fische aus dem Becken genommen wurden, hatten die Neulinge das Verhalten schon so gut adaptiert, dass sie es an ahnungslose Artgenossen weitervermitteln konnten.

Manche Wissenschaftler wollen Fischen sogar das Lesen beibringen. Experimente mit Bischofskärpflingen ergaben, dass sie sich abstrakte Zeichen merken können: Sie finden durch ein Labyrinth, wenn der Weg zum Futter durch Dreiecke markiert wird. Und sie lernen, dass Kreise «Irrweg» bedeuten.

Christian Agrillo von der Universität Padua erforscht, wie es bei Fischen um das Zählen bestellt ist. Sein Befund: Zumindest Moskitofische beherrschen diese Kulturtechnik. Allerdings nur bis vier. Moskitofischweibchen, die von Männchen belästigt werden, versuchen, sich in einem möglichst grossen Schwarm zu verstecken. Im Labor verwendete Agrillo ein Dreikammeraquarium mit Trennwänden aus

Glas. Das belästigte Weibchen in der mittleren Kammer konnte jeweils zum Schwarm rechts oder zu dem links flüchten. Erst bekam es die Wahl zwischen einem oder zwei Fischen, dann zwischen zwei oder drei und schliesslich zwischen drei oder vier Fischen: Jedes Mal versuchte es, sich der grösseren Gruppe anzuschliessen. Ob fünf Fische aber mehr sind als vier – das überforderte das arme Weibchen dann doch.

Bei grösseren Gruppen, so stellte der Forscher fest, benötigen Moskitofischweibchen ein Mengenverhältnis von zwei zu eins, um den Unterschied zu kapieren. Wenn sie etwa die Wahl zwischen acht und sechzehn Fischen haben, schliessen sie sich der 16er-Gruppe an. Bei einer Wahl zwischen elf und sechzehn Fischen zeigen sie keine Präferenz.

Fische mit Bewusstsein

Buntbarsche aus dem Tanganjikasee in Zentralafrika schliesslich scheinen sogar logisch denken zu können: In Experimenten durfte ein Männchen beobachten, wie fünf andere, gleich grosse Männchen Zweikämpfe austrugen. Fisch A besiegte bei diesem Turnier Fisch B, Fisch B setzte sich gegen Fisch C durch. Dieser wiederum besiegte Fisch D – und Fisch D entschied den Zweikampf gegen Fisch E für sich. Anschliessend wurde der Beobachterfisch in einem Dreikammeraquarium zwischen Fisch B und Fisch D platziert.

Aus früheren Experimenten ist bekannt, dass Buntbarsche nach Revierkämpfen aus Selbstschutz lieber in der Nähe des Unterlegenen umherschwimmen. Obwohl Fisch B und Fisch D je einen Kampf gewonnen und einen verloren hatten, verbrachte der Beobachterfisch prompt mehr Zeit in der Nähe von Fisch D. Die einzige Möglichkeit, herauszufinden, dass D schwächer als B sein musste, war, die Beziehung der beiden zu Fisch C in die Überlegungen mit einzubeziehen. Denn der hatte gegen B verloren, aber gegen D gewonnen.

Die wohl spannendste Frage ist unter Fachleuten noch umstritten: Haben Fische ein Bewusstsein? «Ausschliesslich Säugetiere verfügen über einen Neokortex», argumentieren manche Neurophysiologen, «und ohne diese Gehirnstruktur ist Bewusstsein nicht möglich.» Jens Krause von der University of Leeds ist da skeptisch. «Es gibt deutliche Hinweise, dass bei Fischen einfach andere Hirnstrukturen für kognitive Prozesse zuständig sind als etwa beim Menschen.» Eine verbreitete Definition von «Bewusstsein» lautet: «Ein Verständnis des Selbst und seiner Beziehungen zur Umwelt.» Insbesondere Redouan Bsharys Beobachtungen bei Putzerfischen, die Stammkunden anders als Gelegenheitskunden behandeln, legen solche Fähigkeiten nahe, findet Krause. «Von denen können ja selbst wir Menschen noch etwas lernen.» ○

«Zum Glück gibt es Journalisten»

Marc Lamunière war lange Verleger von Edipresse in Lausanne, welche sein Sohn Pierre nun an die Zürcher Tamedia verkauft hat. Er ist ein Mann mit vielen Talenten: als Kunstmaler, Jazzmusiker, Schriftsteller und philosophisch Interessierter. Von Peter Rothenbühler, Anoush Abrar und Aimée Hoving (Bild)

Herr Lamunière ...

... Warum wollen Sie mich interviewen? Weil Ihr Sohn Pierre den Verlag Edipresse kürzlich an Tamedia verkauft hat und alle wissen möchten, wer die Lamunières eigentlich sind. Und auch, weil meine Coiffeuse ein Bild von Ihnen in der Presse gesehen hat und meinte, der könnte ja der Bruder seines Sohnes sein, mit all diesen Haaren auf dem Kopf!

Das ist aber nett von Ihrer Coiffeuse. Also, ich weiss nicht, ob meine Person ein Interview hergibt.

Liegt dieses Tiefstapeln in der Familie? Auch Ihr Sohn tut immer so bescheiden.

Ich gehe auf die Bühne, wenn es sein muss. Ich habe Konzerte gegeben, Reden gehalten. Aber es liegt mir fern, für mich selbst Promotion zu machen, das kann ich nicht.

Sie brauchen eben einen Agenten.

Dafür ist es jetzt zu spät, denke ich.

Verraten Sie mir Ihr Geheimnis. Wie bleibt man so lange in Form?

Ich habe gut zu mir geschaut. Ich habe gemerkt, dass ich recht kokett bin. Es ist mir wichtig, die äusserliche Erscheinung zu pflegen. Die Koketterie zwingt mich, etwas für meine Form zu tun. Ich habe hier einen kleinen Fitnessraum, da mache ich jeden Tag eine halbe Stunde Krafttraining.

Man sagt, Sie seien ein grosser Verführer des zarten Geschlechtes.

Vielleicht war ich es mal. Aber eigentlich ging es nicht von mir aus. Ich bin von Natur aus eher reserviert. Die Frau ist aber das Beste, was die Schöpfung erzeugt hat.

Wie sieht heute Ihr Alltag aus?

Wenn ich ein Buch schreibe, gehen der Morgen und ein Teil des Nachmittags drauf. Ich habe bis vor kurzem einen Blog unterhalten für 24 heures. Damit habe ich aufgehört. Es hat mich zu viel Zeit gekostet. Ich fühle mich jetzt freier.

Dann war Verleger für Sie im Grunde nur eine Nebentätigkeit?

Das war schon meine Hauptbeschäftigung. Ich bin im Jahre 1950 in die Firma eingetreten. Zuerst als administrativer Direktor, damals noch unter meinem Vater Jacques, der Delegierter war. Er ist zwei Jahre später gestorben, da wurde ich Generaldirektor.

Was für ein Verleger waren Sie?

Meine Lebensregel war: Man darf sich nicht mit dem identifizieren, was man tut, also auch nicht mit der Firma. Man ist da,

um eine Rolle wahrzunehmen. Natürlich muss man die Rolle ernsthaft spielen, aber es bleibt eine Rolle, die man sehr leicht auch an einen andern weitergeben kann.

Sie haben leicht Abschied genommen?

Ich habe das Unternehmen ohne Reue verlassen, und jetzt, wo das Unternehmen in andere Hände übergeht, drehe ich die Seite auf ganz natürliche Art um.

Ging das wirklich so schmerzlos?

Aber sicher. Journalisten sagen jetzt, das sei alles schnell gekommen. In Wahrheit ist der Entschluss gereift, ich habe vor Jahren schon darauf hingearbeitet.

Warum denn, die Firma stand ja gut da?

Weil das im Interesse der Familie und im Interesse der Firma war. Mein Sohn Pierre hat sehr fähige Erben. Diese möchten aber lieber im Ausland tätig sein. Pierre musste den Schritt jetzt machen, um mit den Nachkommen noch etwas Neues aufbauen zu können. Es gibt natürlich auch wirtschaftliche Gründe: Wir haben die Finanzkrise, die Krise der Presse und den Umstand, dass die Suisse romande als Markt zu klein ist. Mit so vielen Publikationen und ohne starke Allianz sah die Zukunft sehr schwierig aus.

Sie haben immer an ein Zusammengehen mit Tamedia gedacht?

Ich dachte gar nichts. Das hat alles Pierre eingefädelt. Ich selber habe an keinen bestimmten Partner gedacht. Ich habe nur gestossen. Ich habe meinen Sohn aber nicht gedrängt, er war mit mir einer Meinung.

Und jetzt, gar keine Reue?

Nein, ich halte es mit Cioran, der schrieb: «Man entdeckt den wahren Geschmack der Tage erst, wenn man sich der Verpflichtung entzieht, ein Schicksal zu haben.»

Was meinen Sie damit?

Verleger sein ist stressig, und alles, was Ihnen die Kindheit an Träumen, Talenten und Ambitionen versprochen hat, bleibt durch das Berufsleben auf der Strecke. Als ich mich mit 75 Jahren zurückzog, habe ich eine innere Freiheit verspürt, die mir erlaubte, glücklich zu leben. Ich habe meine Kindheitsträume, meine Talente zu neuem Leben erweckt und konnte sie frei entfalten.

Das ist eine sehr literarische Auffassung des Lebens.

Nein, eine philosophische. Wer meine Bibliothek sieht – man sagt ja, diese sei ein Spiegel der Persönlichkeit –, dann sind da zur Hälfte historische Werke und zur andern

literarische. In meinem Büro steht nur Philosophie. Hier arbeite ich, hier schreibe ich meine Blogs. Hier möchte ich ein, zwei philosophische Bücher schreiben, wenn mir die Zeit dazu bleibt.

Wie würden Sie sich selbst beschreiben?

Schwierige Frage. Sagen wir mal, ich habe alles gemacht, um eine eher traditionelle Karriere zu absolvieren, aber ich fühlte mich immer irgendwie am Rand, als Marginaler. Wichtig ist der Humor, den ich in allen Lebenslagen zu behalten versuche.

Welches waren die entscheidenden Aha-Erlebnisse in Ihrem Leben?

Meine grosse Entdeckung, kurz nach dem Krieg, war der Surrealismus. Das war meine grosse Erleuchtung.

Da waren Sie noch Student.

Ich habe während der Kriegszeit Jus studiert, aber nie die Universität von innen gesehen. Ich war als Oberleutnant im Jura. Ich habe mein Studium per Korrespondenz absolviert, Lizenziat und Doktorat inklusive.

Dann kam der Surrealismus?

Zuerst kam der Jazz, den ich mit etwa dreizehn entdeckte und sofort mit Freunden zu spielen versucht habe. Nach dem Krieg kam der Surrealismus. Ich habe dank einem genialen Buchverleger, Albert Skira, der die berühmte Kunstzeitschrift *Minotaure* herausgab, viele Künstler und Schriftsteller kennengelernt. Ich war bei Paul Eluard, André Breton und auch einmal zehn Tage bei Pablo Picasso.

Sie haben selbst surrealistisch gemalt. Warum sind Sie nicht Künstler geworden?

Ich wollte nicht. Ich hatte immer diese zwei Seiten, die offizielle für die Galerie und daneben den Surrealismus und den Jazz, der darin besteht, manchmal überraschende, unerwartete Dinge zu tun.

Kein Wunsch, Kunstmaler zu werden?

Ich hatte nie diese Ambition. Ich male und zeichne noch heute nur zu meinem Vergnügen. Ich sehe alles mit den Augen des Zeichners, beobachte viel, sehe die Details. Beim Zeichnen entspanne ich mich am besten.

Wer bekommt einmal Ihre Werke?

Meine Enkel. Es sind zehn. Jeder hat ein grösseres Bild von mir.

Keine weitergehenden Ambitionen also?

Ich wäre höchstens ein Kopist geworden.

Also doch lieber Musiker?

Auch das nicht. Musiker wurde ich erst mit 65. Weil das zu spät ist, um noch ein melodisches



«Die Linke habe ich nie gemocht, und die Rechte habe ich immer recht lächerlich gefunden»: Marc Lamunière, 88.

Instrument zu lernen, habe ich Schlagzeug gewählt. Ich hatte auch nie das Gehör, um ein Profi zu werden. Ich habe mich mit dem Rhythmus begnügt. Das erlaubt mir, in die Intimität grosser Musiker vorzudringen. Ich konnte hier, in meinem Büro, Charlie Parker oder andere Grössen begleiten. Später habe ich ein Orchester gehabt, Platten aufgenommen, Konzerte gegeben.

Musiker sollte es also auch nicht sein, darum also Schriftsteller?

Ich habe immer geschrieben. Wenn ich eine künstlerische Karriere angestrebt hätte, dann am ehesten als Schriftsteller.

Ihren ersten Roman haben Sie aber erst sehr spät geschrieben.

Der Journalist Jacques Pilet hat mich in den neunziger Jahren ermuntert, Texte zu veröffentlichen. Zuerst habe ich eine Ko-

Im Krimi kann man sich in eine andere Welt versetzen, weit weg von der eigenen Person. Und paradoxerweise offenbart man sein eigenes Wesen viel eher in einem Krimi, wo nie die Rede von einem selbst ist. Ich habe als Ort der Handlung eine Stadt in der Nähe von Washington gewählt, der Held ist eine Frau. Alles weit weg von mir, und trotzdem ist mir diese Frau näher als jeder Ich-Erzähler.

Ich habe den Roman gelesen. Sie scheinen sich gut mit Schusswaffen auszukennen.

Ich war Infanterie-Oberleutnant und habe Schiesswettbewerbe mit der 9-mm-Pistole gewonnen. Heute habe ich für meine Selbstverteidigung den gleichen Revolver wie die Romanheldin, einen «Lady Smith».

Woher nehmen Sie all diese Talente?

Das ist überhaupt nicht mein Verdienst. Die Lamunières, die aus dem Burgund kamen,

Marc Lamunière

Marc Lamunière, 88, der Vater von Verleger Pierre Lamunière, war bis zum Alter von 75 Jahren Präsident von Edipresse. Nebenbei pflegte er musische Talente: als Kunstmaler, Musiker, Schriftsteller. Unter dem Pseudonym Ken Wood publizierte er einen Kriminalroman und als Marc Lacaze eine Novellensammlung, die in Frankreich den Preis der besten Novelle gewann. Ältere Mitarbeiter haben ihn als Patron in Erinnerung, der sich zeitlebens mit Passion für das Handwerk der Journalisten interessierte, an Kaderabenden spannende Reden hielt und sich beim gemütlicheren Teil persönlich an das Schlagzeug des Jazzorchesters setzte.

Unlimitiert mobil telefonieren und sorglos mit dem neuen

Mobil telefonieren zum Pauschaltarif.

Mit Sunrise flat basic telefonieren Sie schon ab CHF 10.– pro Monat* unbegrenzt ins Sunrise Mobilnetz. Wenn Sie kein neues Handy beziehen, profitieren Sie von einer tieferen Abogebühr.

Weitere günstige Angebote finden Sie im Sunrise center oder unter sunrise.ch/flat

*Anrufe ins Schweizer Festnetz oder andere Mobilnetze kosten CHF 0.35/Min. Anrufe ins oder im Ausland, auf Spezialnummern (z. B. 084x, 090x, 18xx), Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet.

1 Monat gratis surfen.



Sony Ericsson W705

24 Monate **1.** CHF
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 498.–

- Walkman-Handy
- 3,2-Megapixel-Kamera, Bluetooth, FM-Radio mit RDS
- Quadband, HSDPA, WLAN

1 Monat gratis surfen.



Sony Ericsson W595

12 Monate **49.** CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 348.–

- Walkman-Handy
- 3,2-Megapixel-Kamera, Bluetooth, FM-Radio
- Quadband, EDGE, HSDPA

Handyangebote: Details zu Sunrise flat basic CHF 25.–/Monat oder Sunrise flat classic CHF 50.–/Monat

lunne im *Nouveau Quotidien* verfasst, unter dem Pseudonym Marc Lacaze, dann eine Novellensammlung, «Le dessert indien», publiziert, die in Frankreich preisgekrönt wurde. Ich war völlig überrumpelt von dem Preis. Er hat mich aber auch angespornt. Dann kam, noch viel später, der Krimi «La peau de Sharon», den ich mit Ken Wood signiert habe.

Kenwood, das ist eine amerikanische Waschmaschine ...

Ja, und ein eingängiger Name! Ken hiess mein Deutscher Schäferhund. Den musste ich anschaffen, weil bei uns dauernd eingebrochen wurde. Der Nachname musste zwei o haben. Ich habe festgestellt, dass erfolgreiche Krimi-Autoren zwei o im Namen haben. So kam ich auf Ken Wood.

Warum ein Krimi, und erst noch einer, der in Amerika spielt?

waren Maler seit zehn Generationen, Handwerker, die farbige Porträts auf Email machten, Vorläufer der Porträtfotografie. Ein Onkel meines Vaters hat Schiffe gemalt, mein Onkel antike Schiffsmodelle gebaut. Mein Vater war ein guter Karikaturist.

Darum ist er Verleger geworden?

Jacques war Angestellter bei Publicitas, Lausanne. Mein Grossvater war bei der Berufsfeuerwehr und kam dort bei einer Übung ums Leben. Mein Vater wollte eigentlich Lehrer werden, hat dann eine Banklehre gemacht und beim Werbevermittler Publicitas Karriere gemacht, zuletzt als Generaldirektor in Genf. Schliesslich hat ihn der Präsident der Zeitung *Feuille d'Avis de Lausanne*, Samuel Payot, als Delegierten geholt, und so wurden die Lamunières in den dreissiger Jahren Verleger.

Wie sind Sie ins Geschäft gekommen?

Weil mein Vater einen Reitunfall erlitten hatte. Ich wollte gerade eine Stelle beim schweizerischen Verkehrsbüro in Paris antreten, als man mich rief.

Sie waren bereit?

Ich wollte immer zum Journalismus. Ich schrieb schon als kleiner Bub, mit acht, in einem Aufsatz über meinen Berufswunsch, Journalist zu werden. Da war mein Vater noch Büroangestellter. Nichts hat darauf hingedeutet, dass wir mal Zeitungen machen würden. Ich hatte einfach Glück, ich bin in die Position des Verlegers geworfen worden. Das hat es mir erlaubt, meine Neigung zum Schreiben auszuleben, meine Freude am Zeichnen, die Druckerei. Ich brauche diese intellektuelle Dimension.

Sie waren mehr Journalist als Manager?

Ja, und ich habe mich sehr eingemischt, sprachlich vor allem. Ich habe am Anfang

sämtliche Texte der *Tribune de Lausanne* durchgelesen, mit dem Rotstift Notizen gemacht und die Texte den Journalisten zurückgeschickt. Es gab keinen eigentlichen Chefredaktor. Die Zeitung wurde von einer Art Politbüro der Ressortleiter geführt.

Ist das bei den Journalisten angekommen?

Durchaus. Ich selber habe mich immer wohl gefühlt unter Journalisten. Das sind interessante Menschen. Der Beruf verlangt ständige Neugier.

Haben Sie auch Kollegen in der deutschen Schweiz gekannt?

Nur die Korrespondenten, die hier arbeiteten, und die Verleger. Ich kannte Vater Coninx gut, wir waren zusammen im Verwaltungsrat einer Papierfabrik. Auch seinen Sohn kannte ich und die Ringiers natürlich.

über Epikur, Lukrez, Mark Aurel, Montaigne, Spinoza und so weiter. Sie haben alle interessante Erkenntnisse und Botschaften verkündet, aber nie eine Religion daraus gemacht.

Wurden Sie nicht religiös erzogen?

Doch. Aber ich hatte diese Position des Agnostikers seit meiner Jugend. Bei meiner Konfirmation, zu der meine Grossmutter extra angereist kam, erklärte ich dem Pfarrer, dass ich mich nicht konfirmieren lassen würde. Ich war der Auffassung, dass das Gebet nur Autosuggestion sei.

Wie hat die Familie reagiert?

Mein Vater hat mir das sehr übelgenommen, weil ich ihn nicht vorgewarnt hatte.

Und heute sind Sie Atheist?

Nein, eben gerade nicht. Agnostiker. Es ist ja interessant, dass es heute eine atheistische Bewegung gibt, als Reaktion auf den Kon-

gewusst, dass es Pierre sein würde. Er war der Älteste, hatte diese Leichtigkeit beim Studium der Ökonomie. Als er in die Firma kam, gab es noch andere Geschäftspartner, die wir gemeinsam ausmanövriert haben. Erst als wir allein waren, konnte Pierre die Expansion ins Ausland in Angriff nehmen. Die Firma ist unter seiner Führung förmlich explodiert.

Sie leben hier in Lausanne, in einem Haus, das 1962 von Ihrem Cousin Jean-Marc, dem Architekten, gebaut wurde. Im Herzen sind Sie aber Genfer geblieben, Sie haben den Waadtländer Akzent nicht angenommen.

Das wäre ja noch schöner! Ich spreche mit Genfer Akzent. Was ich an diesem schönen Kanton, in welchem es sich wirklich gut leben lässt, schade finde, ist dieses Desinteresse der Sprache gegenüber. Die Menschen können sich einfach nicht ausdrücken. Sie wählen

en Handy surfen? Ganz einfach.



1 Monat gratis surfen.

Nokia 6600 slide

12 Monate

49.- CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 398.-

- 3,2-Megapixel-Kamera
- 8-faches Digitalzoom, Bluetooth, FM-Radio
- Quadband, EDGE, UMTS



1 Monat gratis surfen.

Nokia 5800 XpressMusic

24 Monate

1.- CHF
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 598.-

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN

Unbeschwert mit dem Handy ins Internet.

Jetzt Sunrise surf aktivieren und mit 250 MB für lediglich CHF 7.50 im Monat zum Beispiel 5000 Websites abrufen oder 25 000 E-Mails versenden. Gleichzeitig Mobilabo abschliessen und im ersten Monat gratis surfen!

Weitere Infos unter sunrise.ch/surf

Sunrise

Sie waren aber nicht oft in Zürich?

Nein.

Typisch welsch!

Ja. Ich habe nach dem Studium in Basel ein Volontariat bei Publicitas absolviert und sollte zwei Jahre bleiben. Ich hatte aber plötzlich genug, nahm den Zug in die Romandie und suchte mir einen Job. Ich wurde Verkehrsdirektor von Vevey.

Sie kommen mir vor wie ein Fürst der Renaissance: stattliche Figur, elegant, gut gekleidet und kulturell vielseitig interessiert, einer, der philosophiert, malt, musiziert und nebenbei noch regiert.

Mein bevorzugter Philosoph ist Montaigne, ein Mann der Renaissance ...

Was haben Sie von ihm übernommen?

Montaigne befindet sich auf einer Linie mit Philosophen, die man spirituelle Agnostiker nennen könnte, das geht von Buddha

servativismus der Kirche. Konservative und Atheisten verachten die Agnostiker, weil diese mitunter nicht Stellung nehmen. Ich sage mit Montaigne: Es gibt Dinge, die wir nie verstehen, und wir brauchen auch keine Märchen für Erwachsene, um sie zu erklären. Die anderen sagen: Man muss sich entscheiden!

Wo stehen Sie politisch?

Meine Philosophie lässt sich kaum vereinbaren mit einem politischen Engagement. Und Journalismus ist nicht vereinbar mit einem politischen Mandat. Die Linke habe ich nie gemocht, und die Rechte habe ich immer recht lächerlich gefunden. Ich habe Mühe, mich einzureihen.

Dass Ihr Sohn Pierre Nachfolger werden sollte, war immer klar für Sie?

Ja. Es ist ja meistens schwierig, in der Familie einen Nachfolger zu finden. Ich habe aber

immer gerade das Wort, das exakt neben dem richtigen liegt. Und sie haben immer diese Art, sich verbal nicht zu engagieren. Die Sprache der Waadtländer ist voller Ausdrücke, die sie davor schützen, verbal klar Stellung zu beziehen. Fragen Sie einmal einen Bademeister, wann sein Bad die Tore öffnet. Er wird Ihnen sagen: Im Prinzip um neun Uhr. Die Waadtländer brauchen die Sprache, um einen Gedanken zu verstecken, statt um diesen klar auszudrücken. Schauen Sie einmal im Lokalfernsehen diese Direktübertragung der Gemeinderatssitzungen an. Das sagt alles.

Aber sonst können Sie sich nicht beklagen?

Nein, wirklich nicht. Es lässt sich gut leben hier. Und zum grossen Glück gibt es ein paar Journalisten in Lausanne.

Peter Rothenbühler ist Redaktionsdirektor bei *Le Matin* im Edipresse-Verlag in Lausanne.



Feiner Sinn für Humor: Model Pamela Anderson, Modemacherin Vivienne Westwood.



Busen der Muse

Von Bettina Weber

Sie ist die Grand Old Lady des Punk, und sie mag es immer noch *shocking*. Recht so. Der Modewelt sind die Eigensinnigen, die Wilden und die Schrägen abhandengekommen. Die Branche ist zum sandgestrahlten Business gekommen, in dem Manager das Sagen haben. Der Kreativität bekommt das nicht; Designer sprechen artig auswendig gelernte Sätze der PR-Abteilung in die Mikrofone und verbreiten Langeweile.

Eine Westwood macht da nicht mit. Wer der Welt die Sicherheitsnadel als Ohrschmuck geschenkt hat, verfügt über einen eigenen Kopf und färbt die Haare darauf auch mit 68 noch in Signalorange. Wer einst einen Laden führte mit dem Namen «Sex», mag es nicht aseptisch und erst recht nicht politisch korrekt, sondern deftig. Weshalb *la Westwood* für die Kampagne ihrer aktuellen Frühling/Sommer-Kollektion nicht irgendeine Hollywood-Berühmtheit engagierte. Auch nicht die Leadsängerin einer Untergrund-Band mit intellektuellem Anstrich, was Modemenschen ihres Komplexes wegen besonders gerne tun. Westwood setzte auf Ex-«Baywatch»-Nixe Pamela Anderson.

Auf eine Frau aus den Niederungen des Entertainments also, die bekannt wurde, weil sie in Zeitlupe den Strand entlangrannte und die Gründe, denen sie ihre Karriere verdankt, optimal ins Bild setzte. Auf eine Frau, an der stets alles zu viel ist, die grosszügige Menge an Make-up, an Wasserstoffperoxid, an Silikon. Westwood setzt auf Trash. Und beweist gerade damit einen feinen Sinn für Humor: Sie lässt eine, deren Berühmtheit darauf fusst, Kleider auszuziehen, Kleider anziehen.

Natürlich liess sie es sich nicht nehmen, auf gewissen Sujets mitsamt ihrem bärtigen Gatten Andreas Kronthaler höchstpersönlich neben Anderson zu posieren. Und sie beliess es auch nicht bei den Aufnahmen des Fotografen Juergen Teller, sondern würzte die Präsentation ihrer Kollektion diesen Februar in Paris mit der Anwesenheit von Miss Anderson. Diese stöckelte sehr vergnügt über den Laufsteg, liess den Busen wippen, und ein ehemaliges Playmate muss man nicht lehren: Selbstverständlich blitzte am Ende eine Brustwarze neckisch aus dem im Grunde gar nicht so tiefen Ausschnitt hervor.

Die hauptsächlich weiblichen Berichterstatter der internationalen Modepresse sassenschmallippig da und mochten sich nicht so recht anstecken lassen von der fidelen Stimmung auf dem Laufsteg.

Das war ihnen dann doch zu wenig der Ernsthaftigkeit.

«Schmucktrends sind relativ kurzlebig»

Thomas Frieden ist Besitzer der Frieden AG Creative Design in Thun, eines der grössten Schweizer Schmuckhersteller. Mit Diamanten und diebischen Elstern kennt er sich aus.



«Bei Platin ist es ein Auf und Ab»: Gemmologe Frieden.

Seit wann stellt Ihre Firma Schmuck her?

Seit 1898. Mein Grossvater, Emil Frieden, begann in Langnau mit einem kleinen Geschäft, das ausschliesslich Silberschmuck fertigte, und zwar Trachtenschmuck beziehungsweise Filigran-Silberschmuck sowie Silberknäufe für Spazierstöcke. 1907 zog er nach Bern und 1909 nach Thun, wo mein Vater und mein Onkel den Betrieb weiterführten. 1934, nach der Weltwirtschaftskrise, haben wir erstmals Goldschmuck hergestellt, dank eines Auftrags von Juwelier Meister in Zürich.

Wen beliefern Sie?

80 bis 90 Prozent der führenden Schweizer Uhren- und Bijouteriegeschäfte zählen zu unsern Kunden. Rund 80 Umsatzprozente entfallen aufs Inland, etwa 20 Prozent erzielen wir im Ausland.

Wann haben Sie einen englischen Firmennamen gewählt?

Die Namensänderung nahmen wir vor, als wir vor 20 Jahren neue Messen im Ausland besuchten: Las Vegas, Hongkong und Tokio. Der «Swiss made»-Gedanke drängte sich auf. Gerade in Japan ist Geschichte, die Tradition, sehr wichtig.

Und seit wann haben Sie einen Vogel?

Die diebische Elster haben wir bereits 1906 deponiert im Amt für geistiges Eigentum. Ursprünglich hatte unser Markenzeichen auch noch ein Körbchen mit funkelnden Edelsteinen und einer Kette drin. Der Vogel ist also eine Elster und nicht etwa eine Friedenstaube.

Was ist Ihre Spezialität?

Wir haben eine klassische Kollektion mit Diamantschmuck, die sich nicht stark von derjenigen anderer Hersteller unterscheidet. Dann haben wir eine Kollektion mit Farbststeinen aus einer Mine in Madagaskar, an der wir eine 50-Prozent-Beteiligung halten.

Wie gut verkauft sich Platin?

Bei Platin ist es ein Auf und Ab. Aber es spielt ständig eine Rolle im Schmuck, vor allem im klassischen, hochwertigen Bereich. Kürzlich fiel der Preis markant, was aussergewöhnlich ist. Der Kilopreis von Gold und Platin war für kurze Zeit fast derselbe.

Worauf muss man beim Kauf von Edelsteinen achten?

Beim Kauf von Edelsteinen ist es für den Laien unmöglich, zu beurteilen, ob die gemachten Angaben stimmen oder nicht. Ohne ein millionenteures Labor mit hochkomplizierten Elektronenmikroskopen und andern Instrumenten kann auch der Gemmologe, der Fachmann für Edelsteine, nicht feststellen, ob ein Stein behandelt wurde oder nicht. Deshalb benötigen hochwertige Steine ein Zertifikat, das die vier berühmten C enthält: *carat* (1 Karat ist 0,2 Gramm), *colour* (Farbe), *clarity* (Reinheit) und *cut* (Schliff).

Sind Diamanten gute Spekulationsobjekte?

Ein Investment-Objekt müsste eigentlich jederzeit handelbar und verkäuflich sein, und das ist der Diamant nur bedingt. Er bedeutet eine gewisse Wertsicherung.

Sind schwarze Diamanten ein Trend?

Zurzeit ist dieser Trend schon wieder am Abflauen. Vor etwa einem halben Dutzend Jahren haben diverse Firmen, darunter die prominente de Grisogono SA, die schwarzen Diamanten lanciert. Heute sind Schmucktrends relativ kurzlebig.

Was wird mehr gekauft: Ohrclips oder Ohrstecker?

Verglichen mit der Zeit vor zwanzig, dreissig Jahren, hat der Stecker stark zugelegt, weil auch der Trend, die Ohrläppchen zu stechen, stark zugenommen hat. Ohne Löcher keine Stecker.

Spielt das Material Titan noch eine Rolle?

Eher beim Herrenschnuck oder in einem gewissen sportlichen Bereich, kombiniert mit Materialien wie Kautschuk oder Holz. Insgesamt hat die Nachfrage nachgelassen.

Stellen Sie auch Herrenschnuck her?

Fast nichts. Wir haben die Linie «Eighteen Golf Collection» mit Manschettenknöpfen, Schlüsselringen usw. Aber das bewegt sich in der Grössenordnung von vielleicht einem Prozent.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

«Am Tag, als der Regen kam»

Von Jürg Zbinden

In Hollywood herrscht weiss Gott nicht immer eitel Sonnenschein, auch der Regen führt Regie: Im Musical «Singin' in the Rain» liess man es künstlich regnen, unter der Regie von Ridley Scott goss es nicht nur in «Blade Runner» wie aus Kübeln, sondern auch im Fernost-Thriller «Black Rain», und Dustin Hoffman holte in «Rain Man» als autistischer Bruder von Tom Cruise einen Oscar. – Und in der Popmusik? «Raindrops Keep Fallin' on My Head» schaffte es in der Version von B. J. Thomas an die Spitze der Hitparaden, Dalidas grösster deutschsprachiger Hit hiess «Am Tag, als der Regen kam», und selbst der übellaunige Soultitel «I Can't Stand the Rain» geriet zum Ohrwurm. Stilvoll und mehr oder weniger wasserresistent sind diese Produkte:

1



1 — Die knallrote Tasche ist ein Gute-Laune-Statement, das jeder Schlechtwetterlage kräftig trotzt. Preis auf Anfrage. Louis Vuitton, Bahnhofstr. 30, Zürich.

2 — Die Topase in Tropfenform mit 94 weissen und 100 schwarzen Brillanten, gefasst in 750er-Weissgold, sind schöner als ein Bilderbuchregen. Sie kosten Fr. 5200.–. Von Juwelier Kurz, Bahnhofstr. 80, in Zürich.



2

3 — Das schottische Synonym für Regenmäntel heisst seit fast 200 Jahren Mackintosh. Ein spezieller Verarbeitungsprozess, 1823 von Charles Macintosh (ohne «k») erfunden, ermöglichte die Verbindung von Kautschuk mit Baumwolle. Auch Hermès und Louis Vuitton lassen ihre Regenmäntel in der schottischen Manufaktur produzieren. Den Mantel Eyre Cobalt gibt es für Fr. 1180.– über www.rd-fm.com.

3



4 — Zurzeit pimpt die Fernsehwerbung das Wimpernvolumen auf das absurd anmutende Zwölfwache. «Diorshow Iconic Extreme» ist eine Mascara für weibliche Survivors oder auch vom Pech verfolgte Dragqueens: waterproof, sei es unter Regenschauer oder bei Liebeskummer. Erhältlich ist die Mascara von Dior ab 29. April für Fr. 48.–. Schwarz, blau oder braun.

4



5 — Der Flakon in Form eines Regentropfens enthält den blau hindurchschimmernden Duft «Sheer Mist». Unter anderem betören Guave, Mandarine, Granatapfel, weisse Lilie, Pflaumenblüte, Patschuli, Vetivergras und Moschus. Ab Ende April ist der Dufttropfen (50 ml) von La Prairie in ausgewählten Parfümerien erhältlich. Der Preis: Fr. 134.–.

5





Auto

Die Achillesferse

Barack Obama fuhr einst einen Chrysler 300C. Der Wagen hat durchaus etwas Majestätisches. *Von Ulf Poschardt*

Aufmerksame Leser dieser Kolumne werden sich an die Besprechung des Jeep Cherokee erinnern: Er erinnerte mich an George W. Bush. Deshalb folgt nun das Obama-Auto. Im Mai 2007 trennte sich Barack Obama vom geliebten Chrysler 300C, den er in der denkbar potentesten Variante als 5.7 Hemi und mit beheizbaren Ledersitzen, Xenonlicht, Satellitenradio, Tempomat und polierten 18-Zoll-Felgen fuhr. Der Achtzylinder mit 340 PS entwickelt einen Durst, der Obama als Umweltpolitiker diskreditiert hätte. Obama ahnte die automobilen Achillesferse und verkaufte den Wagen

mit nur 210 00 Meilen, um sich einen Ford Escape mit Hybridantrieb zuzulegen.

Vor meiner Tür steht ein ökologisch korrekter 300C Touring mit 20-Zoll-Felgen, 245er-Schlappen vorne und hinten. Auch im Inneren geht es sportlich zu: von den Carbonintarsien bis zu den renntauglichen Ledersitzen. SRT-Design nennt sich das, und SRT steht für «Street and Racing Technology». Als der SRT-Kombi nach dem Start nagelt, erschrecke ich, der Klang des Achtzylinder-Hemi wäre richtig gewesen. Die 510 Newtonmeter Drehmoment des Diesel entschädigen aber zügig. Zudem gibt es hinter der Heckklappe ordentlich Stauraum. Die Scharniere der Klappe sind nach vorn ins Dach gerückt. Dadurch kann der Kofferraum auch in kleinsten Parklücken geöffnet und beladen werden.

Das Auto ist sehr amerikanisch. Für viele tendenziell anti-amerikanische Linke, die Obama verehren, wäre ein Tag im 300C lehrreich. Es würde verdeutlichen, wie amerikanisch Obama ist bzw. sein muss. Der Tachometer hat neben den km/h-Zahlen auch einen Ring mit Angaben zu mph (*miles per hour*), und die Stereo-

anlage kommt nicht von Bosse oder B&O, sondern von Boston. Beeindruckend ist die eingeschränkte Sicht auf die Welt. Linke würden das metaphorisch ausdeuten, dabei ist es eher eine nüchterne Feststellung. Fast rücksichtslos ist man beim Einparken, so klein ist die Scheibe und so winzig ist das Feld, das der Scheibenwischer sauber halten kann. Auch nach vorne und der Seite fehlt der Durchblick.

Wäre da nicht das wohlige Schaukeln beim Hüpfen über Bodenunebenheiten und jenes kräftige Durchziehen schon bei mickrigen 1600 Umdrehungen pro Minute, man würde schnell fremdeln mit dem Chrysler. Bei diesem Diesel gilt es, das sportliche Herz langsam zu entdecken. Hat der Fahrer aber erst einmal die Leistungscharakteristik verinnerlicht, macht der 300C auf der Autobahn wie in der Stadt viel Spaß. Weniger schön: das Jonglieren in gemütlichen Parkhäusern mit dem gut fünf Meter langen und zwei Tonnen schweren Kombi. Erfreulich sind die Aufenthalte an der Tankstelle, lediglich neun Liter Diesel bei sportlicher Fahrweise sind dann wieder eher europäisch. Als SRT gibt es den Diesel-Laster in der Schweiz (noch) nicht. Er ist eine gute Alternative für einen schwedischen oder italienischen Kombi. *Yes, they can.*

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Chrysler 300C 3.0 CRD Touring

Hubraum: 2987 ccm
Leistung: 218 PS
Höchstgeschwindigkeit: 227 km/h
Preis: 71 300 Franken



Wie im Film

Um in der Stube Kino zu spielen, braucht es Dunkelheit und einen guten Projektor. *Von David Schnapp*

Immer mal wieder stellt sich dem Filmliebhaber die Frage, ob er sich statt eines grossen Flachbildschirms endlich einen Projektor («Beamer») anschaffen soll. Probieren wir es einfach aus, haben wir uns gedacht und das Topmodell Epson EH-TW5000 in unserem neuen Wohnzimmer installiert. Den erste Versuch haben wir bei Tageslicht und heruntergelassenen Jalousien gemacht, das Ergebnis war etwas enttäuschend. Zwar hatten wir ein anständiges Bild, aber Kinogefühle kamen keine auf.

Nie mehr Popcorn-Knirschen

Es musste die Nacht abgewartet werden. Das Ergebnis war dafür überwältigend. Als Quelle diente ein Blu-Ray-Spieler. Der Epson LCD-Projektor zeigt 1920 × 1080 Pixel HD Ready, man kommt also in den Genuss der höchstmöglichen Auflösung, vorausgesetzt natürlich, eine entsprechende Quelle wurde angeschlossen. Man müsste nie mehr ins Kino gehen dank diesem Gerät. Ein riesiges, kontrastreiches, lebendiges Bild, das man in der ersten Reihe geniessen kann. Vorbei mit den Banausen im Sessel nebenan, die den ganzen Film lang mit Popcorn knirschen und mit M&M's-Tüten rascheln.

Der Projektor ist einfach zu bedienen, Bildgrösse und -schärfe lassen sich schnell einstellen, ebenso die Trapezkorrektur, mit der sich

das Bild horizontal und vertikal verschieben lässt. Es gibt verschiedene voreingestellte Bildprogramme, aber selbstverständlich können Kontrast, Gammakurve und andere Werte auch individuell justiert werden. Für das authentische Kinoerlebnis sorgt eine spezielle Verzerrungslinse, die Filme ohne schwarze Balken oben und unten wiedergibt. Noch ein Pluspunkt: Das Lüftergeräusch ist sehr, sehr dezent.

Kommen wir zur zentralen Frage: Kann der Beamer einen Fernseher ersetzen? Wir meinen nein, bei Tageslicht ist das Bild einfach nicht gut beziehungsweise hell genug. Dies ändert sich auch mit dem speziellen Tageslicht-Linsenaufsatz nicht wesentlich. Wer sich aber zu Hause wie im Kino fühlen möchte, dem sei der Epson EH-TW5000 wärmstens empfohlen, eine weisse Wand, einen Blu-Ray-Player und natürlich ein anständiges Soundsystem vorausgesetzt. Die Wirkung eines Bildes mit mehreren Metern Diagonale ist selbst mit derjenigen eines sehr grossen Flachbildschirms nicht zu vergleichen.

Heimkinoprojektor Epson EH-TW5000. Auflösung 1920 × 1080 Pixel, HD Ready 1080p. 1600 ANSI Lumen, Kontrast 75 000:1. Schnittstellen u. a. 2 × HDMI 1.3, RGB, S-Video, Composite Video. Lampe bis 4000 Betriebsstunden. Gewicht 7,5 kg. Fr. 4925.-. www.epson.ch



Hollywood bei Nacht: Epson EH-TW5000.

Maulwurfs Nase

Von Peter Rüedi



Von Gästen mitgebrachte Flaschen erweisen sich oft als Danaergeschenke. Stammen sie nicht gerade von meinem Freund Hartmann, der einerseits einen aussergewöhnlichen Keller und andererseits einen Anmarschweg von vierzig Metern hat, sind sie erstens entweder zu kalt oder zu warm, zweitens nicht gelüftet, drittens geschüttelt wie ein Cocktail – *too much*, um auf der Stelle verkostet zu werden. Und schon ist der Besuch verstimmt, dem doch an einem Urteil gelegen wäre (je ausgefallener das Mitbringen, umso brennender). Da sind mir Besucher lieber, die, etwas von «Eulen nach Athen» oder «Wasser in den Rhein» murmelnd, ein Gedichtbändchen aus der Jackentasche nesteln, und sei's eins aus dem Eigenverlag.

Allein, zuweilen stehen auch angenehmste Überraschungen ins Haus. So brachte mir jemand einen Weissen aus den Côtes du Jura, der mich (Wochen später, versteht sich) erst in Verblüffung, dann in zunehmendes Entzücken versetzte. Jurassische Weine, ein paar vage Erinnerungen an einen von Jean-Paul Jeunet in Arbois getischten Vin jaune ausgenommen, waren bis dahin eher ein blinder Fleck in meiner Weingeografie. Schändlicherweise. Nach diesem Chardonnay-Savagnin der Domaine Labet soll sich das, ich schwör's, für den Rest meines Lebens ändern. Der ist eine schlichtere Flasche als ein Vin jaune im strengen Sinn (der reift, ausschliesslich aus der Savagnin-Traube, sechs Jahre unter einer Hefeschicht in nicht nachgefüllten Holzfässern, nicht unähnlich dem Sherry). Aber auch diese vergleichsweise bescheidene Variante hat diese oxydative Nase. Dieses dem Wahrnehmungshorizont eines Maulwurfs angemessene Bouquet: Erde, altes Obst, nasses Holz, feuchtes Heu. In einem Wort: unterirdisch. Das ist für einen, sagen wir: munteren Chasselas-Zecher oder (Burgunder-)Chardonnay-Floristen erst mal gewöhnungsbedürftig, entfaltet aber, ich schwör's, ein beträchtliches Suchtpotenzial. Nicht zuletzt in Begleitung von Salzigen, Deftigen, Nussigen, Knolligen. Etwa einem Salat von Sellerie und rohen Randen. (Ohne Essig, versteht sich!)

Domaine Labet: Côtes du Jura Chardonnay-Savagnin 2002. Commerce de Vins Georges Wenger, Le Noirmont. Fr. 25.-. www.georges-wenger.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Martin Suter:**
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 2 (1) **Klaus Merz:** Der Argentinier (*Haymon*)
- 3 (2) **Daniel Glattauer:**
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 4 (4) **Lukas Hartmann:**
Bis ans Ende der Meere (*Diogenes*)
- 5 (5) **Daniel Kehlmann:** Ruhm (*Rowohlt*)
- 6 (6) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete (*DuMont*)
- 7 (10) **Brian D'Amato:** 2012: Das Ende aller
Zeiten (*Lübbe*)
- 8 (7) **Simon Beckett:** Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 9 (-) **Sarah Kutter:** Mängel exemplar (*Fischer*)
- 10 (-) **Paulo Coelho:** Brida (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 2 (2) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 3 (4) **Eckart von Hirschhausen:**
Glück kommt selten allein... (*Rowohlt*)
- 4 (3) **René Zeyer:**
Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 5 (5) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Knaur*)
- 7 (8) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung
(*Bibliogr. Inst. und F. A. Brockhaus*)
- 8 (7) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis
des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 9 (-) **Pape, Schwarz, Trunz-Carlisi:** Schlank
im Schlaf für Berufstätige (*Gräfe und Unzer*)
- 10 (-) **Remo H. Largo:** Babyjahre (*Piper*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Verlagswerbung

Als Kulturjournalist hat man vermutlich den umfangreichsten Posteingang unter sämtlichen Kollegen. Täglich wird man mit Einladungen zu Theatern, Konzerten, Vernissagen sowie mit Hinweisen auf Neuerscheinungen bedacht. Es fällt auf: Marktschreierische Auftritte gibt es auch im Kulturbusiness. In letzter Zeit häufen sich Anfragen, die den Journalisten mit einem Samariter oder Psychiater zu verwechseln scheinen. Erstes Beispiel: «Dieses Buch braucht Ihre Rezension» war eine Presseinfo über den Roman «Adeline, grün und blau» übertitelt, «der das Tabu der häuslichen Gewalt zum Thema macht». Beigefügt waren der Verlagswerbung Zahlen des Bundesamtes für Statistik und des Büros für die Gleichstellung von Mann und Frau der Stadt Zürich. Zweites Beispiel: «Darf ich ein Exemplar zur Besprechung schicken, es wäre wichtig für mich, danke?!», schrieb ein Autor von «12 Stories» gleich selber. Liebe Verlage, liebe Autoren, liebe Werber, es sei hier verraten: Von solchen Rezensionshilfeschreien schliesst man nicht unbedingt auf literarische Qualität. (*gut*)

Sachbuch

Familienchronik der Hochkultur

Die Tochter des Jahrhundertkritikers Joachim Kaiser hat eine Biografie über und mit ihrem Vater verfasst. Sie gewährt höchst lebendige Einblicke in Literatur und Musik. *Von Rolf Hochhuth*

Allen Autoren, ich glaube der ganzen BRD, seit ihrem Anbeginn, hat Joachim Kaiser voraus, auch Musiker zu sein! Thomas Mann hat von sich gesagt, «eigentlich» sei man immer ein anderer, auch er ein «versetzter» Musiker: So hat er den 53 Jahre jüngeren Kaiser tiefer geprägt als jeder andere Dichter – dermassen tief, dass der Junge nicht vermochte, den Alten anzusprechen, als er – noch Twen, aber schon sehr fleissig für Zeitungen über Musik und Theater schreibend – ihm plötzlich im engsten Kreis einmal vorgestellt wurde; eine sehr anrührende Anekdote – eine von zahllosen, die es nur umso erstaunlicher macht, dass Kaiser sich beharrlich weigerte, die Selbstbiografie allein zu schreiben: Tochter Henriette zwang den Vater, endlich mitzusprechen! Er kommentierte, was sie aufschrieb und was sie zitierte aus seinen bedeutenden Essays, die er als «Kritiken» herunterspielte.

Dass Kaiser, früh Schüler Adornos, trotzdem «hauptamtlich» die Musik verliess, um Germanistik zu studieren, dürfte Thomas Mann zuzuschreiben sein, dem Autor von «Tonio Kröger»: Heutige können nicht mehr ermesen, in welchem Mass diese Künstlergeschichte zwei Generationen lang (ab 1903) zur Magna Charta junger Deutsch-Schreibender geworden war, unwiderstehlichste aller Ermutigungen, selber was zu machen.

Zersprengte SS-Jünglinge

Ganz grosses Glück hatte der Junge mit seinem Arzt-Vater: Kaum hatte der den Achtjährigen – «eigentlich schon spät», räsoniert Kaiser jetzt im Buch – an den Flügel gesetzt, Vater geigte, da konnten sie im Handumdrehen schon Kammermusik machen: «Auch später, wenn ich mit ihm über Politik stritt, er kam mir wahnsinnig reaktionär vor und ich redete enorm links, sagte er plötzlich: «Weisst du was, Sohnchen, lassen wir das, spielen wir lieber eine Sonate.» So lernte ich die Literatur für Violine und Klavier fast besser kennen als die Klavierliteratur.»

Vor allem besser als die Hitlerjugend: Kaiser brachte es tatsächlich fertig, heute bestätigt von Schulkameraden, sich vor den Tilsiter Pimpfen zu drücken. Dann wurde ihr Haus weggebombt von den Briten, die Russen kamen, Kaisers flohen nach Schleswig-Holstein, Vater machte dort, um zersprengte SS-Jünglinge vor der britischen Gefangenschaft zu bewahren, ihre Tätowierungen unter den Achseln weg.

Ein Mitschüler überlieferte der Chronistin Kaisers, wie gesagt: seiner Tochter, wie der Siebzehnjährige eine neue Schule betrat, um Abitur zu machen: «Jochens Einstieg war fulminant. Gleich am ersten Tag hat er uns gebeten, im Anschluss an den Unterricht in die Aula zu kommen; Namen genannt, hat Klavier gespielt.»

Siebzig Seiten aus dem Auto geklaut

Und wieso kann ich diesen Mitschüler zitieren? Eben weil die Kaiser-Biografie diese denkbar originalste Form hat. Sie entstand aus seiner Weigerung, eine zu schreiben – was die Familie so lange ihm vergebens abverlangte, bis sie es selber tat; auch Frau und Sohn haben der Tochter dann geholfen. Und was endlich schwarz auf weiss dastand, das haben der Vater und seine Freunde noch kommentiert. Wenn nötig, rief Tochter Henriette, Fernsehjournalistin, zum Beispiel heute noch lebende Mitstreiter aus der verschollenen Gruppe 47 ins Studio, die dort mit Vater Joachim einen Jahrestag feierten, dessen Altherren-Dialoge nun Teil der Chronik geworden sind; nachdem die Tochter sie zuerst als Fernsehfilm gesendet hatte.

Lebendiger kann's nicht glücken! Und zeitlos gültig gebliebene Rezensionen Kaisers, hier nun in Auszügen zitiert, ergeben im Rückblick nichts weniger als jenen Teil der BRD-Kulturgeschichte – ohne Architektur, Malerei, Plastik –, der bis heute relevant geblieben ist.

Die Spontaneität der oft nun schon sechzig Jahre alten Prosa blieb den Kunstskeizen erhalten, ja sie sind selber Kunst; liest man nach Jahrzehnten, wie Kaiser, nur ein Beispiel, sich in Sartres «Mauer» vertiefte, so hat man sofort den Wunsch, selber wieder in diesen Erzählungen zu schmökern. Oder in den «Rosenkavalier» zu gehen; Kaisers Intimität mit Richard Strauss ist offenbar enger als die mit jedem anderen Komponisten.

Unter den Dichtern als Zeitgenossen stand Max Frisch dem Chronisten der zweiten Jahrhunderthälfte am nächsten. Kaiser hatte über den Schweizer, mit dem er auch reiste, eine Biografie begonnen; die ersten siebzig Seiten lagen vor, da wurden sie ihm in Italien mit der Aktentasche aus dem Auto geklaut; Fotokopien gab's Mitte der sechziger Jahre noch nicht.

Da aber Musik doch immer Kaisers Zentrum blieb, haben seine Texte – der Leser besucht Opernfestspiele zwischen Salzburg und New York mit ihm – eine Urbanität, mit der fast nichts wetteifern kann, was nur deutschsprachig



Spuren dessen, was Epoche machte: Joachim Kaiser.

chige Literatur betrifft. Kaisers Prosa – in ihrer Weltläufigkeit ersten Ranges, wenn es das auf Deutsch überhaupt gibt! – vermittelt noch Erhebliches von der Berausung, die fast alle Anwesenden, damals wie heute, immer erneut um Hören und Sehen brachte ... Es kann nicht ganz leicht sein, selbst, sie ausübend, der Musik so verfallen, über sie zu schreiben – und doch kritisch zu bleiben.

Kaisers Gespräche auch mit Erstrangigen wie Sir Laurence Olivier, dem Hamlet unserer Jugend, oder mit Karajan, mit Bernstein werden für deren Biografien unentbehrlich bleiben: Denn wie wenige machten für die den

Eckermann! Da gab es sehr grosse Momente. Mit Recht spricht Kaiser dieser Epoche mehrfach die «Hochkultur» zu: Höhepunkte, wie er mit Ingmar Bergman dessen «Zauberflöte»-Verfilmung erörterte oder mit Samuel Beckett 1967 in der Werkstatt des Schillertheaters dessen «Endspiel»-Inszenierung.

Eine Autobiografie, die nicht «nur» formal – weil die ganze Familie mitschrieb, mitsprach, und auch bedeutende Zeitgenossen – die heute interessanteste ist. Dies auch, weil Kaiser ungleich mehr von «Normen setzenden» Klassikeraufführungen erzählt als von sich. So von der Eröffnungspremiere der Wiener Festwo-

chen, Mai 1970, als Leonard Bernstein und Otto Schenk das «Fidelio»-Rätsel lösten, Bernstein dirigierte mit einer Inständigkeit, einem Feuer, einer Transzendenz, dass ihm das Publikum mit mehr als bloss endlosem Beifall dankte: nämlich mit einem Aufschrei.»

Verrauschende Zeit

Doch Kaiser überliefert keineswegs nur die Jubelmomente dieser «Hochkultur» – womöglich, wer weiss das heute schon, hätte er besser Endkultur geschrieben –, sondern ebenso eindringlich tragische Kehrseiten. So diese Künstlergeschichte, wie sie keinem erspart bleibt, der etwas macht: «Dirigierte Bernstein 1977 abermals den Fidelio ... von der Qualität der Aufführung ziemlich enttäuscht ... versuchte ich mich unauffällig aus dem Parkett zu stellen, weil ich niemandem Auskunft geben wollte. Da legt sich eine Hand auf meine Schulter – der Pressesprecher der Wiener Staatsoper. Er flüsterte mir zu, der Meister würde mich gerne sehen. Ich darf sagen, ich erschrak sehr. Doch ich hätte es feige gefunden, der Aufforderung nicht zu folgen. So sagte ich zu, aber nur unter der Bedingung, dass wir unter vier Augen sein würden. Ja, Bernstein sei ganz allein.

Während ich zu seinem Zimmer geführt wurde, legte ich mir in meinem armseligen Schulenglisch ein paar Redensarten zurecht, die ihn nicht kränken würden, mit denen ich aber auch nicht mogeln musste. Der Beifall rauschte immer noch, als ich die Tür zu seinem Zimmer öffnete, schweissüberströmte sass Bernstein da ... bevor ich irgendetwas stammeln konnte, flüsterte er: «I know, I didn't achieve» (ich weiss, ich hab's nicht geschafft).»

Nicht möglich, die Fülle der Einblicke in den Haushalt unserer Musik und Literatur auch nur anzudeuten, die wir in dieser 57 Jahre umfassenden Chronik finden; der gegenwärtig umfassendsten, zweifellos, in den deutschsprechenden drei Landen.

Da ist nichts verjährt, etwa deshalb, weil's ja die Inszenierungen, Interpreten, Regisseure, Autoren fast immer längst nicht mehr gibt! Im Gegenteil, ich deutete es schon mit Sartres «Mauer» an: Weil fast alles nicht mehr da ist – ist man Kaiser dankbar, wenigstens Spuren dessen, was oft Epoche machte, hier noch zu finden. Wenn auch manches, was Kaiser zitiert, sanft komisch wurde, zur Selbstparodie, mit der verrauschten Zeit. Adorno beispielsweise, wenn er sagt: «Noch der Baum, der blüht, lügt in dem Augenblick, in dem man sein Blühen ohne den Schatten des Entsetzens wahrnimmt.»

Was nicht einmal grammatisch stimmte: Meinte Adorno doch wohl, der Betrachter des Baums habe sich belogen – der Baum dürfte ja kaum gelogen haben!

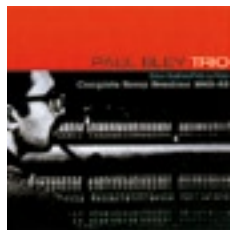
Henriette Kaiser: Joachim Kaiser – Ich bin der letzte Mohikaner. Ullstein. 597 S., Fr. 44.90

Held der Metamorphosen

Von Peter Rüedi

In der Kunst ist nichts so aufregend wie das, was in Zeiten des Umbruchs entsteht, zwischen den Stilen oder Epochen. Deshalb ist die vorletzte Jahrhundertwende so spannend. Neoromantik, Naturalismus, Symbolismus, Jugendstil, Impressionismus, Expressionismus – das existierte alles neben- und durcheinander. Der Jazz ist da im Kleinen keine Ausnahme. Eine Art Jahrhundertwende war für ihn das Jahrzehnt zwischen 1955 und 1967, dem Tod von Charlie Parker und dem von John Coltrane (eine LP nannte Ornette Coleman 1959 «Change of the Century»). Bebop, Hard Bop, Cool Jazz, modaler Jazz, Free Jazz, das alles existierte neben einem ziemlich vitalen Swing-Revival mal in friedlicher Koexistenz, mal in heute belustigende stilistische Gabenkämpfe verwickelt. Die Mischformen waren besonders interessant, die Übergänge und pubertären Zwischenstadien, Verpuppungen und Metamorphosen.

Der Pianist Paul Bley, der 1957 die Komponistin Carla Borg heiratete (aka Carla Bley), nimmt da eine Schlüsselstellung ein und in seinem Werk zwei LPs, die er 1962/63 für das Label Savoy aufnahm: «Footloose» und «Syndrome». Der gebürtige Kanadier hatte noch als Teenager das Glück, in der kochenden New Yorker Szene von den Heroen des Bop akzeptiert zu werden, Charlie Parker, Sonny Rollins, Charles Mingus. Dann, noch vor dessen Durchbruch, gehörte Ornette Coleman zu seinem Quintett. Ein Meilenstein, wie seine Partnerschaft mit dem Klarinettenisten Jimmy Giuffre. Oder eben sein Trio auf den beiden Savoy-Alben. Sein Drummer ist Pete LaRoca, der Bassist der junge Steve Swallow. Die drei entwickeln aus intimstem *interplay* einen Free Jazz, dessen Intensität aus der Stille kommt. Die vierte Protagonistin ist Carla Bley. Nicht weniger als sechs der vierzehn Stücke stammen von ihr, darunter welche, die später zu Hits ihrer eigenen Bands avancierten («King Korn»). Noch zieht hier Paul Bley auf dem Piano Linien, die sich wie angewandter Ornette anhören (also wie emanzipierter Bebop). Aber schon kündigt sich, zumal in mehreren Balladen, der grosse kontemplative Erforscher der Innenräume an, der Bley bis heute geblieben ist.



Paul Bley: Complete Savoy Sessions 1962–63. Gambit Records 69305

Verblüffende Kapriolen

«Monsters vs. Aliens» ist der erste 3-D-Animationsfilm. Optisch imposant, fehlt es an raumfüllenden Einfällen. Von Wolfram Knorr



Aufrüstung im Kino: Drolliges 3-D-Monster.

Seit sich kaum noch feststellen lässt, was auf der Leinwand real und was digital ist – man denke an Roboter, Computerspiel-Heroen und Superhelden –, versucht sich zumindest der Animationsjux, früher Zeichentrickfilm genannt, deutlich abzusetzen. Nach dem Motto: Bei uns ist alles digital und nix real; wir schaffen sichtbare Kunstwelten und keine Hybriduniversen mit Cyborgs, menschlichen Figuren, die im Drüben fischen. Vielleicht mit ein Grund, warum der einstige Medienbalg, der als eine Art Warm-up für Spielfilme begann, salonfähig wurde und (Disney sei Dank) aus dem Souterrain in die Beletage aufgestiegen ist. Im Mai soll ein Werk aus der Pixar-Schmiede («Wall-E») die Filmfestspiele in Cannes eröffnen. Eine Art Ritterschlag für John Lasseter und seine Kreativtruppe.

Die schärfste Konkurrenz, Ex-Disney-Chef Jeffrey Katzenberg und seine Dreamworks Animation («Shrek»), will sich dagegen optisch und technisch in die High Society katapultieren: mit einem neuen 3-D-Verfahren, das nicht mehr wie früher erst in der *post production* umgemodelt wird, sondern vom ersten Drehbuchschritt aufs Dreidimensionale hin konzipiert worden ist. «Monsters vs. Aliens» ist das erste Produkt dieses kühnen Konzepts; und tatsächlich verblüfft das Raumdoping und macht Riesenspass – allerdings haben den vollen Genuss des 3-D-Ulks nur jene, die ein

Kino mit der entsprechenden Ausrüstung auch in ihrer Stadt haben. In der Schweiz sind das gerade mal 13 Lichtspielhäuser.

Noch zu wenig angesichts der Verheissungen aus Hollywood, man arbeite auf breiter Basis im 3-D-Format. Tatsächlich bosseln Steven Spielberg, George Lucas, Peter Jackson und andere an derartigen Projekten. Nicht weil noch aufgerüstete Kinos fehlen, auch aus anderen Gründen klingt's noch wie Zukunftsmusik. So gebricht es der Story von «Monsters vs. Aliens» an raumfüllend originellen Einfällen. Inspiriert von B-Movie-Horror- und Science-Fiction-Klassikern aus den fünfziger Jahren (die ersten 3-D-Versuche), wie etwa «Attack of the 50 Foot Woman» oder «The Blob», kaspern drollige Monster, die ein bisschen an Werbekreationen à la «Gilp» erinnern, allzu lieb durch eine knallbunte Welt. Gelungen sind die Gags mit dem US-Präsidenten, seiner blasierten Lackschuh-Entourage und den Generälen mit den Ambossschädeln, die den Aliens erst friedlich begegnen und dann doch die Armee aus allen Rohren schießen lassen. Insgesamt bleibt der Spass zu mau, zu wenig scharf gewürzt – selbst für ein sehr junges Publikum. Technisch und optisch aber sind die Kapriolen beeindruckend.

Monsters vs. Aliens.

Regie: Rob Letterman / Conrad Vernon. USA, 2009

Die Rückkehr der Hexen

Mit «Die Witwen von Eastwick» schrieb der jüngst verstorbene John Updike souverän eine Erfolgsgeschichte fort. Von Pia Reinacher

Ein letztes Mal ist der Meister des Beiläufigen zurückgekehrt, um kaltblütig die Befindlichkeit des amerikanischen Mittelstandes zu sezieren. John Updike, Ende Januar verstorbener Grand Old Man der amerikanischen Literatur, hat über zwanzig bedeutende Romane und Sammlungen von Kurzgeschichten veröffentlicht. Berühmt geworden ist er mit der «Rabbit»-Reihe, die 1960 mit dem furiosen Roman «Rabbit, Run» ihren Anfang nahm. In seinem literarischen Werk charakterisierte er wie kein anderer die fatalen Veränderungen der amerikanischen Vorstadtgesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einer Gesellschaft, die zwischen oberflächlichem Materialismus, glitzernder Verführung und dumpfer Leere dahintrieb.

Ausgekochte Teufelsweiber

Mit seinem in diesen Tagen auf Deutsch erscheinenden letzten Roman «Die Witwen von Eastwick» knüpft John Updike an einen früheren Erfolg an, das 1984 erschienene Werk «The Witches of Eastwick». Drei Jahre später verfilmte George Miller den literarischen Hexensabbat. Mit Jack Nicholson als zwielichtigem Verführer und Susan Sarandon, Cher und Michelle Pfeiffer als ausgekochten Teufelsweibern wurde der Streifen weltberühmt.

Es ist, als ob Updike mit einem spiritistischen Planspiel den subversiven Kampfgeist

nochmals erzwingen wollte. Er kehrt zurück zu den drei Hexen Jane, Alex und Sukie, die schon damals ihr bürgerliches Dahinsiechen als *Desperate Housewives* aufmotzten, indem sie mit Sex und Voodoo-Ritualen den Alltag polierten. Alle drei verfügten über magische Kräfte – oder glaubten es wenigstens. Alle drei waren geschieden und auf der Suche nach dem perfekten Ehemann, der sich eines Tages in Gestalt des Kunstsammlers Daryl Van Horne präsentierte. Als er sich unerwartet der jungen Jenny zuwendet, verglühen sie vor Eifersucht, zögern nicht lange und befördern die Rivalin mit Voodoo-Nadeln ins Jenseits.

Hier setzt der neue Hexen-Roman Updikes ein: bei der Schuld und dem Verbrechen der ruchlosen Weiber, die sich als alte Witwen wieder treffen, aber inzwischen kein bisschen weiser geworden sind. Alexandra, die Älteste im Klub, eine füllige Dame, die einer normalen, grosszügig gesinnten Menschlichkeit noch am nächsten kommt, fällt als Erste in den Witwenstand. Der verschiedene Gatte, Jim Farlander, war Töpfer von Beruf. Aus seiner Werkstatt war er kaum zu verscheuchen, und seine schönste Vorstellung von Ferien bestand darin, einen Tag in einem Indianerreservat zu verbringen, um in einem Agenturladen billig einen authentischen Pueblo-Krug zu ergattern. Jane, die kleinste, leichtgewichtige unter den Hexen, hatte standesgemäss geheira-

tet, was ihr erlaubte, sich in den besseren Zirkeln von Boston und Cambridge zu bewegen. Der Tauschhandel ist allerdings nicht ohne Preis. Der Anlageberater versorgte sie zwar mit Geld, sie musste im Gegenzug aber seinen bizarren erotischen Gelüsten nachkommen. Und sie akzeptierte, im Haus der bösen Schwiegermutter zu wohnen, eines Hausdrachens, von dem der Sohnmann ein Leben lang abhängig bleibt. Sukie, die Dritte im Bunde, die mit einem flotten, aschblonden, schnell redenden Computerhändler verheiratet war, fristete ihr Leben als Kleinstadt-Journalistin und Autorin sentimentaler Taschenbuchromane.

Wunsch nach Läuterung

Plötzlich allein, finden die drei Skandalnudeln im Alter wieder zueinander. Erneut treibt die Langeweile sie um. Erst unternehmen sie gemeinsam Rentnerreisen nach Kanada, Afrika und China. Schliesslich zieht es die Täterinnen an den Ort des Verbrechens zurück. In Eastwick beziehen sie das Lenox-Haus, das inzwischen in Apartments aufgeteilt wurde. Man begegnet den merkwürdigen Frauen, diesen Priesterinnen der Schwarzen Kunst, mit gehörigem Misstrauen. Denn ihre Tat ist keineswegs vergessen. Kränklich, wie sie inzwischen sind, beschliessen die gottverlassenen Frauen, den Hexenring zwar neu zu schmieden, dieses Mal aber im Dienste der Weissen Magie.

John Updike zeigt sich auch in seinem letzten Roman als grandioser Experte des Unterschwelligen und scheinbar Banalen. Ganz leichthin gelingt es ihm, das Klima zwischen idiotischem Unfug, fehlgeleiteter Spiritualität und dem verschütteten Wunsch nach echter Läuterung auszureizen und die Verlorenheit des modernen Menschen in einer Welt ohne Gott zu beschreiben. Ohne wirklich darüber zu sprechen, beschreibt er im gleichen Zug die Desorientierung alter Menschen, ihre Hoffnungslosigkeit und ihre verzweifelte Flucht in nutzlosen Aktionismus.

Am Ende ihres Lebens wollen die drei Damen ihre Schuld umkehren und die Frauenpower dazu einsetzen, um gutzumachen, was sie angerichtet haben. Die übersinnlichen Kräfte sollen zur Heilung der kranken Jane eingesetzt werden – und wir nehmen teil an der Inszenierung eines letzten, mysteriösen Hexensabbats bei fahlem Mond mit nackten Körpern (er verfehlt sein Ziel allerdings verhängnisvoll). Wie kaum einem anderen zeitgenössischen Schriftsteller ist es John Updike mit diesem Szenario gelungen, in einer kuriosen Geschichte schwerelos und darum umso wirkungsvoller das religiöse Vakuum, die Verstörung und die ziellose Sinnsuche des modernen Menschen überscharf abzubilden.

John Updike: Die Witwen von Eastwick. Roman. Deutsch von Angela Praesent. Rowohlt. 416 S., Fr. 34.90



Subversiver Kampfgeist: Schriftsteller Updike.

Eidenbenz und Häberle

Auch ein erfahrener Politiker wie Eidenbenz braucht manchmal Beratung. Vor allem, wenn die Zeiten schwieriger werden und man nicht weiss, wie es weitergeht. «Doppelpass», Folge 19. Von Charles Lewinsky

Eidenbenz konnte Dr. Häberle nicht leiden. Erstens, weil der so demonstrativ deutsch war und auch nach zwanzig Jahren in der Schweiz immer noch mit schwäbischem Akzent sprach, und zweitens, weil er immer recht hatte. In der Öffentlichkeit war es natürlich anders. Da war es Eidenbenz selber, der politische Trends mit so unglaublicher Präzision voraussagen wusste, dass ihn die Interviewer immer wieder nach dem Geheimnis dieser geradezu hellseherischen Fähigkeit fragten. «Alles nur Bauchgefühl», antwortete er dann. «Bauchgefühl habe ich ja.» Und lachte sein Eidenbenz-Lachen in die Kameras.

Aber es gab ein Geheimnis, und das hiess Häberle. PD Dr. Häberle.

Wenn der Mann nur teuer gewesen wäre, hätte sich Eidenbenz nicht jedes Mal so über ihn geärgert. Geld war nicht das Problem; das liess sich immer auftreiben, auch wenn es in der letzten Zeit ein bisschen schwieriger geworden war. Nein, dass dieser blutleere Intellektuelle ihn einfach nicht ernst nahm, ihm die Resultate seiner Umfragen mit einem so herablassenden Lächeln auf den Tisch legte, wie man einem verwöhnten, aber nicht besonders begabten Götlibuben ein neues Spielzeug in die Hand drückt, das war unverzeihlich. Dr. Häberle lächelte immer so herausfordernd, und dabei war ein Eidenbenz doch kein *Böllebueb*, *gopferteckel* noch mal! Er war jemand, im Verein und in der Partei, nicht der Allerwichtigste, aber auch nicht niemand, und er wollte entsprechend behandelt werden, gefälligst.

Aber Häberle, das musste man ihm lassen, verstand seine Sache. Wenn er sein Notebook aufklappte, dann waren da Antworten drin, zu denen einem noch nicht mal die Fragen eingefallen wären.

«Der Appell an den xenophoben Reflex», hatte er gerade doziert, «dürfte nach meinen Untersuchungen den Punkt des optimalen *political return* unterdessen überschritten haben.»

Das war auch so etwas, was Eidenbenz an diesem Zahlen-Fuzzi auf die Nerven ging. Er knallte einem ohne Vorwarnung eine ganze Salve von Fremdwörtern an den Kopf und schaute einen dabei hinter seiner Brille mit



ihrem lächerlich dicken schwarzen Rand hämisch an.

Den Gefallen nachzufragen, tat ihm Eidenbenz natürlich nicht. Er war vielleicht kein Studierter, aber von Psychologie verstand er eine ganze Menge. Häberle war eitel, auch wenn er in einem Anzug herumlief, der Eidenbenz noch für die Kleidersammlung zu schäbig gewesen wäre. Häberle prunkte so gern mit der eigenen Gescheitheit wie ein Rapper mit seinen Bling-Bling-Goldketten. (Wer einen Sohn im Teenageralter hat, kennt sich mit solchen Sachen aus.) Der Herr Privatdozent war gar nicht fähig, sich eine ausführliche Erklärung zu verkneifen. Aber er liess sich gern Zeit dafür. Dachte wohl, er würde sein Gegenüber auf die Folter spannen. Wo die einzige Folter für Eidenbenz doch darin bestand, dass man in diesem lächerlichen Tearoom noch nicht einmal ein Bier bestellen konnte. Als ob es keinen vernünftigeren Ort für ihr Treffen gegeben hätte.

Sie durften nicht zusammen gesehen werden, das war schon klar. In Häberles Vertrag mit der Universität stand etwas von politischer Neutralität. Man musste sich also an diskreten Orten treffen, das ging nicht anders. Aber ihn deswegen in ein Lokal zu bestellen, wo scheinote alte Weiber unter Mobiles aus buntbemalten Ostereiern auf Cremeschnitten herumummelten, das war wohl Häberles Vorstellung von Humor. Oder vielleicht gefiel ihm die verstaubte Siebziger-Jahre-Einrichtung ja wirklich. Einem Typen, der freiwillig Kamilentee bestellt, war alles zuzutrauen.

Zum hundertsten Mal beschloss Eidenbenz, die Zusammenarbeit mit Dr. Häberle einzu-

stellen. Und fügte, wie die letzten neunundneunzig Male auch schon, in Gedanken hinzu: «Sobald ich ihn nicht mehr brauche.»

Häberle nahm einen Schluck von seinem Tee und schmatzte mit den Lippen, als ob er einen Château Irgendwas aus einem besonders guten Jahrgang verkostete. «Sosele», sagte er dann in seinem lächerlichen Schwabendeutsch. «Sie wollen sicher wissen, was das praktisch bedeutet. Also, um es stark simplifiziert auszudrücken ...» Auch dieser herablassend-lehrerhafte Ton gehörte zu Häberles unangenehmen Angewohnheiten. «Um es extrem zu vereinfachen ... Sie hatten in den letzten Jahren grossen Erfolg damit, dass Sie auf Ausländern herumgehackt haben.»

«So kann man das nicht sagen!», protestierte Eidenbenz.

«Natürlich nicht.» Dr. Häberle lächelte ihn an wie einen schlechten Schüler, dem aus purem Zufall einmal eine richtige Antwort gelungen ist. «Sagen kann man das natürlich nicht. Schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Aber wir sind ja hier unter uns. Sie haben es geschafft – sehr geschickt, muss ich sagen –, die zahlenmässig kleine Gruppe der Ausländer aus Problemstaaten für alle negativen Erscheinungen des schweizerischen Alltags verantwortlich zu machen. Und sich selber und Ihre Partei als die Einzigen zu definieren, die bereit sind, den Kampf dagegen aufzunehmen. Womit Sie Ihren Wählern die Möglichkeit eröffnen, die eigenen Vorurteile als patriotische Empfindung wahrzunehmen.»

Nach Dr. Häberles Massstäben war das eine sehr einfache Erklärung gewesen, aber Eiden-



benz brauchte doch ein paar Sekunden, bis er sie im Kopf entschlüsselt hatte.

«Wir haben als Einzige den Mut gehabt, deutsch und deutlich zu sagen, dass gegen kriminelle Ausländer etwas getan werden muss.»

«Das meine ich», sagte Häberle.

«Denen man den Schweizer Pass hinterher-schmeisst, und dabei können sie in der Bäckerei noch nicht einmal ein *Pfünderli* bestellen, wenn man ihnen kein Dolmetscher mitgibt.»

«Genau das», sagte Häberle.

«Es gibt sogar Fälle, wo so ein neu eingebürgerter Pseudoschweizer mit einem Messer auf wildfremde Menschen losgegangen ist.»

«Sehr schön», sagte Häberle. «Der Schluss vom Besonderen auf das Allgemeine. Ich sage immer: Ein gutes Argument muss nicht logisch sein. Und Sie sind mit dieser Methode ja auch sehr erfolgreich gewesen.» Er sagte nicht «gewesen», sondern «gwää». Eine fürchterliche Sprache, dieses Schwäbische. «Sie sind erfolgreich *gwää*.»

«Eben», sagte Eidenbenz.

«Bis auf die letzte Abstimmung. Und die neuesten Umfragen zeigen, dass sich dieser Negativtrend in Zukunft möglicherweise fortsetzen wird. Wenn Sie Ihre Argumentation nicht verändern.»

«Sie meinen ...?» Die Behauptung, den Menschen würden in Zukunft Flügel wachsen und man müsse sich deshalb auf einen Verkehrsstau über den Dächern vorbereiten, hätte Eidenbenz nicht fassungsloser machen können. «Sie meinen ... die Schweizer lieben plötzlich die Jugos?»

«Natürlich nicht.» Dr. Häberle meckerte ein schütteres Lachen, so ein typisches, schwachbrüstiges Kamillenteegekichere. «Der Hass gegen alles, was anders ist als wir selber, ist ein Urtrieb des Menschen, und ein Politiker, der auf dieser Saite spielt, wird immer Gehör finden.»

«Dann verstehe ich nicht ...»

«Auf die Melodie kommt es an», sagte Dr. Häberle und schüttelte den Kopf. «Immer nur Fortissimo – das haben die Leute irgendwann satt. Wenn sie Militärmärsche auch noch so sehr lieben.» Er nahm einen winzigen Schluck von seinem Tee, verzog das Gesicht und winkte der Serviertochter. «Bringen Sie mir einen neuen, bitte! Der hier zieht schon zu lang und ist viel zu stark geworden.»

Die jungen Leute in der Kantonalpartei hatten ja keine Ahnung, was man als Präsident mitmachte. Da musste man mit jemandem an einem Tisch sitzen, dem doch tatsächlich sein Kamillenteeglas zu stark war, und man durfte nicht einmal einen Witz darüber machen, sondern musste geduldig abwarten, bis der sein gefärbtes heisses Wasser bekommen hatte, und erst dann fragen: «Und was heisst das praktisch?»

«Ihre Wähler», dozierte Häberle und rührte mit der Präzision eines experimentierenden Chemikers exakt ein halbes Säckchen Zucker in sein Glas, «Ihre Wähler haben zwar nicht ihre Meinung geändert – Vorurteile sind die endgültigsten Urteile, wenn ich es mal so nonchalant ausdrücken darf –, aber die allzu direkte Art, in der Ihre Partei sie darin bestätigt, ist den Leuten ein bisschen peinlich geworden.

Und auch Ihr persönliches Image ... Gerade jetzt, nach dieser Geschichte mit Ihrem Sohn ... Sehr lustig übrigens, finden Sie nicht auch? Wirklich sehr lustig.»

Häberle gab Geräusche von sich, die er wohl für Gelächter hielt. «Er meckert wie ein Geissbock», dachte Eidenbenz. Er sehnte sich nach einem Bier. Es gibt Gespräche, die kann man bei einem Glas Süssmost einfach nicht richtig führen.

«Natürlich», sagte Häberle und faltete die aufgerissene Ecke seines Zuckersäckleins sorgfältig zusammen, «natürlich, die Leute sind wankelmütig. Die nächste Abstimmung werden Sie vielleicht wieder gewinnen. Aber die übernächste ganz bestimmt nicht mehr.» Er starrte auf den Bildschirm seines Notebooks und schüttelte bedenklich den Kopf. «Ich beobachte da ein *Trendle* in Ihrem *Ländle* ...» Seine Sprache war, wenn das überhaupt möglich war, noch schwäbischer geworden, ein sicheres Zeichen, dass er jetzt zum entscheidenden Punkt kam. «Die Leute möchten das Gefühl haben können, dass sie Ausländern vorurteilsfrei gegenüberstehen. Dass jeder, der die Voraussetzungen erfüllt, auch die faire Chance hat, den roten Pass zu bekommen.»

«Sie meinen ...» Eidenbenz traute seinen Ohren nicht. «Sie meinen, die Leute wollen mehr Einbürgerungen?»

Dr. Häberle sah jetzt endgültig aus wie ein missbilligender Lehrer. «Ich sagte: Sie wollen das Gefühl haben. Nur das Gefühl. Sie möchten sich einreden können, sie dächten anders, als sie immer gedacht haben. Selbstverständlich ohne deswegen das Geringste an diesen Gedanken zu ändern. Verstehen Sie, was ich meine?»

«Nicht wirklich.»

«Ich will es Ihnen mit einem Vergleich aus Ihrer Welt erklären», sagte Häberle. «Mit einem Fussball-Vergleich. Wie ist es dort bei einem Regelverstoss? Ein Foul ist nur dann ein Foul, wenn der Schiedsrichter es sieht. Und bei wem sieht er es am wenigsten? Bei dem Spieler, der seinem Gegner freundlich beim Aufstehen hilft, nachdem er ihn von den Beinen geholt hat. Der ihm entschuldigend die Hand schüttelt, nachdem er ihm in die Waden getreten hat. Bei dem sympathischen Spieler, mit anderen Worten.»

«Ich hab's verstanden», unterbrach ihn Eidenbenz. «Ich bin ja kein Idiot.»

«Sehr schön.» Dr. Häberle klappte sein Notebook zu. «Es ist natürlich nicht Sache der Wissenschaft, Ihnen konkrete Aktionen zu empfehlen ...»

«Lassen Sie nur», sagte Eidenbenz. «Machen Sie Ihre Umfragen. Das Denken können Sie ruhig mir überlassen.»

Folge 20 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Konzentration auf das Glück

Die Verwaltungsangestellte Agnes Surber-Durisch, 60, und der Maschineningenieur Urs Surber, 58, haben im Februar geheiratet.

Agnes: Bevor ich Urs kennenlernte, war ich zwanzig Jahre allein, und verheiratet war ich auch noch nie. Das Leben genoss ich sehr, und die Männer habe ich immer gemocht. Aber der Traumprinz war nie dabei. Dass der eines Tages kommen wird – und wenn es erst im Altersheim ist –, wusste ich in meinem Innern aber ganz genau. Dann nahm ich als Passivmitglied an der Generalversammlung des Curling Club Arosa-Inter teil und sah Urs. Der Stuhl neben mir war frei. Ich bin eine direkte Natur und fragte ihn: «Wollen Sie sich neben mich setzen?»

Urs: Ich war amüsiert und sagte: «Ja.»

Agnes: Dann sahen wir uns erst am Chlausabend wieder. In der Zwischenzeit wusste ich von einer Bekannten, wie er heisst, was er macht und dass er frisch geschieden ist. Am Schluss des Abends fragte ich ihn: «Möchtest du mich nach Hause fahren?» Er wollte. Vor dem Haus fragte ich ihn: «Willst du dir meine Wohnung ansehen?» So begann unsere wunderbare Liebesgeschichte. Manchmal fühle ich mich fast wie ein Teenager, so glücklich bin ich.

Urs: Eine jüngere Frau wäre für mich nicht in Frage gekommen, das hätte mich nicht interessiert. Agnes hat Substanz und eine ähnliche Lebensphilosophie wie ich. Gleichzeitig ist sie so lustig, optimistisch und frech wie eine Zwanzigjährige. Ihre Begeisterungsfähigkeit hat mich vom ersten Moment an in den Bann gezogen. Sie ging furchtlos und entschlossen auf mich zu. Auch das fand ich toll.

Agnes: Ich sage immer: Im Herzen bleiben Frauen Mädchen und Männer Jungen.

Urs: Trotzdem ist eine reife Liebe etwas Aussergewöhnliches. Man schätzt mehr als in jungen Jahren, was man bekommt. Ich war damals auf der Suche nach einer neuen Partnerin und traf auch einige Frauen. Aber meiner älteren Tochter gefiel keine und der jüngeren schon gar nicht.

Agnes: Ich wusste, dass mich deine Töchter mögen würden. Und ich sie auch.

Urs: Wieso wusstest du das eigentlich?

Agnes: Weibliche Intuition. Und prompt hat es vom ersten Moment an prima geklappt. Heute mische ich mich auch gerne ein und sage meine Meinung. Zum Beispiel wenn



«Reife Liebe ist etwas Aussergewöhnliches»: Ehepaar Surber-Durisch.

mir ein Mann nicht gefällt, den die Mädchen nach Hause bringen. Sie akzeptieren das, weil sie wissen, dass ich mich aus Zuneigung engagiere.

Urs: Meine Töchter waren der Prüfstein. Nach dem ersten Treffen sagte die ältere: «Papi, das wäre doch etwas.» Mehr Zustimmung war gar nicht möglich. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Agnes: Dann musste ich Urs meiner Familie vorstellen. Nur weil man über fünfzig Jahre alt ist, heisst das nicht, dass die Verwandten auf ihr Mitspracherecht verzichten. Alle waren begeistert. Er ist ja nicht nur lieb, tolerant und gefühlvoll, sondern auch gescheit und grosszügig. Zudem chauffiert er mich durch die Gegend und sieht auch noch gut aus. Heute sage ich mir: Ich wäre blöd gewesen, wenn ich mich in jungen Jahren zur Ehe hätte drängen lassen, denn ich hätte mich garantiert mit weniger begnügen müssen.

Urs: Kochen kann ich auch.

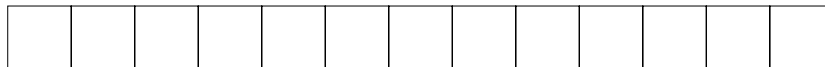
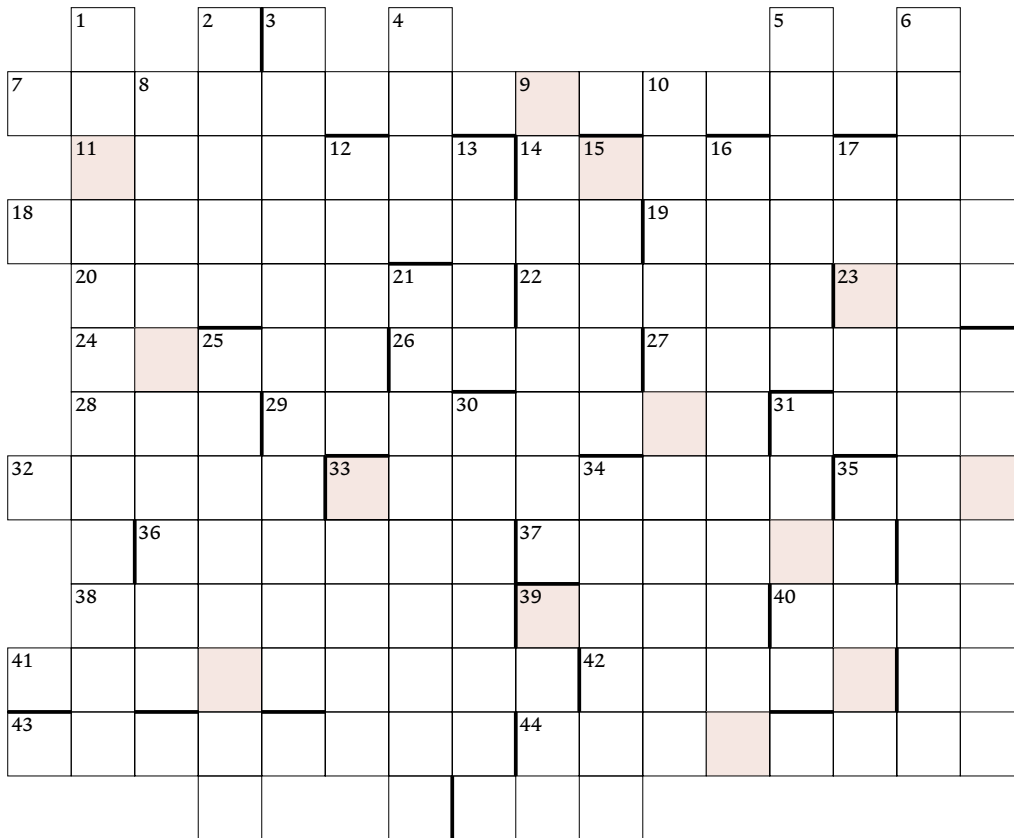
Agnes: Nicht nur das. Urs fischt Eheringe aus dem Abfluss, installiert Lampen, kittet Fugen,

repariert den Computer. Sein Hobby ist das Bügeln. Er kann eigentlich alles. Zwischendurch sagt er mir, dass er mich liebt, und lässt sich viele nette Kleinigkeiten einfallen. So ging es sechs Jahre, und was ich sagen will: Für den Antrag musste er nicht auf die Knie fallen oder Tauben fliegen lassen. In jungen Jahren dachte ich immer, man heiratet, weil man eine Familie gründen will. Heute weiss ich: Man tut es im Idealfall, weil man die Liebe seines Lebens gefunden hat.

Urs: Ein grosser Vorteil ist auch, dass viele Probleme, mit denen jüngere Paare zu kämpfen haben, hinter uns liegen. Die Kinder sind gross, die Karrieren gelebt, man hat viele Erfahrungen gesammelt. Wir können uns voll und ganz auf unser Glück konzentrieren.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Trauungen: www.hirschen-zuerich.ch

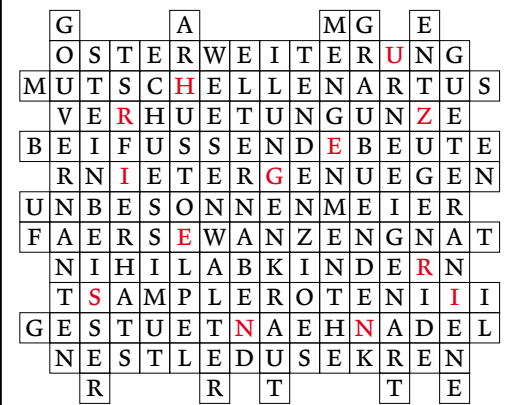
**Lösungswort** — Halbton je abgemessenem Teil

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 Anziehendes für den Eisverkäufer. 11 Ist auf seine Weise grimmig bei den weisen Grimms. 14 Die keusche Elisabeth zeigt sich kaum erkenntlich in dieser Form. 18 Muskulärer Antiplayer. 19 Das Ende der Lebensstange ist fatal (v. h.). 20 La Belle ist immer wieder von Neuem schön. 22 Bringt ungeschminkt Farbe ins Leben. 23 Symmetrie beschwingt. 24 Wie Odysseus US-Präsident wurde. 26 Mit diesem Bibelbuch ist man in England verkehrt am A... 27 Einen Amerikaner als Freund zu haben kann total verwirren. 28 Amis auf der (kurzen) Leitung. 29 Wo man für die Züspa offen auf die Bahn rennt. 31 So kommt Borg glatt nach Dänemark. 32 Dort haben Norweger ihre Latten im Namen (v. h.). 33 Digitaler Zupfersatz. 35 Paulos heilige drei Buchstaben. 36 Hierihres wäre das existentielle Gegenstück. 37 Da kommt man vor Kälte ins Steppen. 38 Ist der Aufgestandene meistens. 39 Von rechts hetzts. 40 Sie, die Französin ist lateinisch knochenhart. 41 Wladimirs Stadttemperatur. 42 Verleiht respiratorisch Flügel. 43 Werfels 40 Tagevolk. 44 Sind bei Tacitus die 100 Gaue-Sueben.

Senkrecht — 1 Ohne etwas zu sehen geht der Wanderer nicht los. 2 Filmmeer eins bis dreizehn. 3 Sozialisten auf dem Hedonistenweg des Partizips. 4 Bringt dem Farn in England Feuchtigkeit. 5 Tom Cruises Nichte würde dessen Villa wohl nicht so nennen. 6 Wogenmass von Einigen. 8 Erstklassiges Doping ist für manche himmlisch. 9 Princessofwalesstrenghprovinz. 10 Amerikanisches Goldenstaatsselement. 12 Was der Planer zwischen A und B plant. 13 Wie sich Dummies nach einem Crash schliesslich fühlen. 15 Rosa ist es halb durch. 16 Lieblingspeise italienischer Musikgruppen. 17 Eine Sage verhindert die Infektion beim Aussagesatz. 21 Hauptsächliches Tun der roten Laterne. 25 Ausserirdischer, der an der Flasche hängt oder Alt Cousinen? 30 Johans Sohn war Vorgänger von Platinenmichel. 31 Wo(ran) nordfriesische Insulaner ihre alkoholische Freude haben. 33 Mit 17 hatte sie nicht nur im März noch Träume ($y=i$). 34 Mieke Telkamp kennen Sie nicht? Ihre Blumen sicher. 35 Dort finden Coiffeusen schnittige Autos. 39 Die Abkürzung bei der Velorundfahrt spart keine Zeit.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 110

Waagrecht — 6 OSTERWEITERUNG 14 MUTSCHELLEN 17 ARTUS (Tisch der Tafelrunde) 18 VERHUE-TUNG 19 UNZE 20 BEIFUSS (Pflanze; «Bei Fuss!») 22 ENDE («...gut, alles gut!») 23 BEUTE (= Bienenstock) 24 NIETER 26 GENUEGEN (Gen-ue-Gen) 28 UNBESONNEN 29 MEIER (Schlau...; Mensch ...) 31 FAERSE (= Guschti; Rind, das noch nicht gekalbt hat) 32 WANZE («Auf der Mauer, auf der Lauer ...») 33 GNAT (Tang; darin wird Sushireis eingewickelt) 35 NIHIL (...ismus) 37 ABKINDERN (Kreditabzahlung durch Kinderkriegen (!) in der DDR) 38 SAMPLE 40 ROTEN (Karin, eh. CH-Skifahrerin) 41 GESTUET 42 NAEHNADELN 43 NESTLE (Logo mit 3 Vögeln) 44 DUSE (Eleonora, ital. Schauspielerin † 1924) 45 KREN (österr. Meerrettich)

Senkrecht — 1 GOUVERNANTEN (M. Shriver, Frau v. Gouverneur Schwarzenegger) 2 ARHUS (Ar-Hus) 3 MENGEN (...lehre) 4 GRAUBUENDEN (Schüttelreim aus «Baugründen») 5 ENTZUG 7 STEINBEISER (Fischart) 8 TSR (Télévision Suisse Romande) 9 WEESEN 10 ELTERNABEND 11 TENDENZIOES 12 URNE 13 GUETER (korrekte Steigerung «besser») 15 CHUESSI (= Kissen/Pfulmen) 16 LUNGENKRAUT (Pflanzengattung) 21 FIER (= frz. stolz/vertrauen) 25 TOELPEL (Seevogelfamilie) 27 EIGENART (Ei-Gen-Art) 29 MENTHE (= frz. Pfeffer-) Minze) 30 ENRIDE (Edirne = Adrianopol) 32 WALTER (Hansjörg; Fastbundesrat; «Walter eines Amtes») 34 ANIENE (führt zu den Tivoli-Wasserfällen) 36 HATS («Wer ... erfunden?») 39 MUT («... tut gut.»)

Lösungswort — UHRZEIGERSINN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

Die italienische Oper ist
wunderbar. Von der
Blasmusik ganz zu schweigen.



SÜDTIROL
bewegt



www.suedtirol.info